

Menschen Tagen Menschen Setzen

Winter 2019

Paul Rösler

Kapitel I

Es ist ein ruhiger Sonntag. Bruno läuft hechelnd durchs Laub. Sein Hecheln hinterlässt kleine Dampfwolken in der Luft. Weil die Sonne schon so tief steht, kommt wenig Licht auf den Waldboden, obwohl die Baumkronen durch die verlorenen Blätter immer mehr davon durchlassen. Mir ist warm – zum einen, weil ich mich dick mit Pullover, Schal, Jacke und stabilen Wanderschuhen eingepackt habe und zum anderen, weil Bruno und ich mit flottem Schritt meinen Wald durchschreiten. Mein Wald! mein wald... Bis vor zwei Monaten war es noch der Wald meiner Großtante. Sie starb und vermachte ihn mir. Sicherlich auch weil ich immer gerne in der Natur bin, aber zuallererst weil ich keine Lust habe, mich um die Vermietung ihrer Wohnung in Stuttgart zu kümmern. Mein Bruder Friedrich kümmert sich um solche Sachen. Er ist Anwalt und liebt es, sich durch Formulare zu kämpfen, Gesetze zu verstehen, Verträge auszuhandeln, oder sich mit Rechtsbeugern anzulegen. Kein Mieter wird es je wagen, seinen juristischen Zorn auf sich zu ziehen. Er ist ein Kämpfer – das kann gut und schlecht klingen und ich lasse offen, wie ich es meine. Ich meine gar nichts, ich bin selbst noch nicht entschlossen, wie ich seinen Kampfgeist einschätze. Jedenfalls ist er ein toller Bruder. Bruno schnüffelt an Erdlöchern, spielt mit Tannenzapfen, spuckt sie vor Ekel wieder aus, rennt von einem Gebüsch ins nächste. Aber er markiert nicht. Ich glaube, wir sind uns einig, dass wir uns im Wald nicht so benehmen, wie in einer bewohnten Siedlung. Der Wald gehört mir deshalb eigentlich auch nur auf

dem Papier. Er gehört den Tieren, er gehört den Menschen, irgendwie allen, aber sicherlich nicht exklusiv mir. Ich will ihn nicht benutzen. »Forstwirtschaft« klingt für mich wie »Massentourismus«, »Landschaftsgestaltung«, oder »Lebensmittelindustrie« – geplant, getrieben von Gier, gezielt auf Gewinn, Ausbeuten der Natur – irgendwie genau das Gegenteil von dem Gefühl, das ich habe, wenn ich mit Bruno durch den Wald laufe: befreit, gestoßen in etwas, das ich nicht beeinflusst habe und nicht beeinflussen kann, schroff, kalt, gemütlich, unstrukturiert, zufällig, kulturlos. Eben als ob ich einfach etwas ausgesetzt bin, das ich akzeptieren muss und deshalb genießen kann. Mein Wald muss ausgehalten werden, mein Wald muss akzeptiert werden, über meinen Wald soll nicht bestimmt werden. Mein Wald ist Natur.

Bruno rennt los. Ich lasse ihn laufen. Er weiß und ich weiß – wir beide wissen – wo wir uns wieder treffen. Meine Füße schlendern durch das Laub. Es fliegt bis zu den Knien hoch und segelt wieder zu Boden. So fühle ich mich gerade. Segelnd, ganz leicht, rausche ich zurzeit durch mein Leben. Eine lange Beziehung ist vor kurzem zu Ende gegangen. Ein großer Wind von Freiheit, Einsamkeit, Orientierungslosigkeit, Motiviertheit, Schwung und ganz vielen anderen Gefühlen hat mich erst durchgerüttelt, bis ich innere Zufriedenheit gefunden habe. Ich bin jetzt erst mal mit mir selbst unterwegs. Ich stehe mitten im Leben, alles ist offen, aber ich muss nichts mehr probieren, ich kann. Ich habe eine Stelle als Aushilfslehrerin angenommen. Mein Vertrag ist fest, ich lebe in einer gemütlichen

Wohnung am Ortsrand, gar nicht weit von meinem Wald entfernt.

Die schlendernden Schritte werden mir immer bewusster, weil es bergauf geht. Auf der durch große alte Eichen bewachsenen Anhöhe tollt Bruno herum. Hinter ihm steht die Hütte, die sich der Vorpächter gebaut hat, um Material zu verstauen und Pausen zu machen. Umso näher ich komme, desto näher tollt Bruno um die Eingangstür herum. Als ich den Schlüssel heraushole und das angerostete Vorhängeschloss anfasse, scharrt Bruno mit seinen Tatzen an der Tür. Das Schloss klickt auf, ich ziehe es heraus und Bruno stürzt mit Karacho in den kleinen Raum. Ich trete hinein und öffne die Fensterläden von innen, um noch ein bisschen Helligkeit hinein scheinen zu lassen. Dann setze ich mich auf den Holzstuhl vor den kleinen Ofen und mache Feuer. Aus meiner Thermoskanne nehme ich einen Schluck heißen Tee und lasse mich in die Lehne fallen. Bruno wird wie ein kleines Kind, das von draußen hereinkommt, ganz still und legt sich an den Ofen. Wir atmen tief ein und aus.

Minutenlang schaue ich aus dem Fenster und beobachte einfach nur die schwankenden Baumkronen und die segelnden Blätter. Wie in einer Art Trance denke ich nicht. Ich komme zur Ruhe. Plötzlich, wie von unsichtbarer Hand aufgewacht, werde ich aktiv und schweife mit meinem Blick durch den Raum in der Hütte. In einer Ecke steht ein kleines, mit Büchern gefülltes, Regal. Der Vorpächter hat mir alles vermacht, aber ich habe mir noch gar nicht angeschaut, was alles. Grüne Buchrücken stehen

nebeneinander. Auf dem Regal stehen Töpfe und Tassen, mit denen ich auf dem Ofen etwas erwärmen kann. Wir verbringen noch einige Minuten in der Hütte bevor wir sie wieder abschließen und uns auf den Heimweg machen.

Kapitel II

Ein paar Wochen später geht die Sonne noch später auf und noch eher unter. Heute bin ich direkt von der Schule in den Wald gegangen. Mit Bruno werde ich später nur kurz um den Wohnblock gehen. Die Zeit, in der es noch hell ist, möchte ich mal ganz allein und ganz bewusst genießen. Dadurch, dass ich heute allein unterwegs bin, höre ich, wenn ich stehen bleibe, nichts außer den Wald. Untypisch für den Herbst steht die Luft heute still. Durch die ruhigen Bäume nehme ich die verbliebenen Vögel viel intensiver wahr. Laut zwitschern sie. Ihre Melodie hallt durch den Wald wie durch einen riesigen Konzertsaal. Es fühlt sich so an, als ob die Natur so gebaut wurde, dass ich als Zuhörerin den Gesang so intensiv wahrnehmen kann. An so etwas glaube ich natürlich nicht, aber für den Moment bilde ich es mir ein, um die Situation zu romantisieren. Irgendwann nehme ich doch ein fremdes Geräusch wahr: aus weiter Entfernung höre ich einen Menschen durch das Laub stapfen. Ganz grün ist er gekleidet, dunkelgrün. Es fällt mir nicht schwer, schon aus weiter Distanz zu erkennen, dass es ein Jäger ist. Als wir uns passieren, grüßen wir uns höflich: »Moin!«, sag ich wie gewohnt, worauf er »Weidmannsdank!« entgegnet. Bei so einer Antwort ohne einer Idee der äußeren Erscheinung kann man

sich einen elitären, autoritären Typen vorstellen, bei dem man dankbar sein kann, dass er nicht noch hinterher geschoben hat, dass der Gruß an einen Jäger »Weidmannsheil!« und nicht »Moin!« lautet. Aber so ein Jäger war das nicht. Der, der mich soeben passiert hat, war freundlich. Seine Mimik ließ mich wissen, dass sein »Weidmannsdank!« einen selbstironischen Unterton haben sollte. Er wollte offen sein und mich fühlen lassen, dass er mir die Hand ausstreckt. Das freut mich, denn eigentlich würde ich mein Verhältnis zur Jagd als gespannt bezeichnen. Allein »Jagen« und noch schlimmer »Hetzjagen« beinhaltet für mich etwas unnötig Brutales. Ich freue mich also, dass in jemandem, der dieses Hobby ausübt, ein freundlicher und ironischer Typ stecken kann.

Zurück zuhause springt mich Bruno voller Freude an. Den Brief, den ich auf dem Weg in die Wohnung aus dem Briefkasten genommen hatte, besudelt Bruno mit seinen angefeuchteten Pfoten. Bevor er ihn weiter beschädigt, mache ich ihn auf und lese:

»Sehr geehrte Frau Carola Klemp,

hiermit möchten wir Sie darauf hinweisen, dass ihr Waldgrundstück auf Grund einer Fläche von weniger als 75 Hektar gemäß §8 Bundesjagdgesetz zu einem gemeinschaftlichen Jagdbezirk gehört. Dieser Jagdbezirk wird gemäß dem gleichen Paragraphen durch unsere Jagdgenossenschaft bejagt, deren Mitglied sie durch den Besitz ihres Grundstücks automatisch sind. Alle Mitglieder der Jagdgenossenschaft versammeln sich

quartalsweise zu einer ordentlichen Sitzung. Wir als Vorstand möchten Sie als neues Mitglied entsprechend herzlich einladen, an der kommenden Sitzung teilzunehmen.

Mit freundlichen Grüßen
Hubert Semmel (Vorsitzender)«

Nachdem ich den Brief gelesen habe, stürme ich an meinen Computer, um mehr über dieses Gesetz herauszufinden. Gleichzeitig entscheide ich, dass für Bruno heute nur eine sehr kurze Runde um den Wohnblock reichen muss. Nachdem ich feststelle, dass mir die Querverweise im Gesetz zu unübersichtlich geworden sind, rufe ich meinen Bruder Friedrich an. Ohne langes Tuten geht er an den Hörer: »Hallo Carola«, begrüßt er mich fröhlich, »wie geht's dir? Was machst du schönes?« »Ich muss mal unhöflich sein und das persönliche Gespräch hinten anhängen«, antworte ich hastig, »und dich um deinen rechtlichen Rat bitten: In meinem Briefkasten lag gerade ein Brief, in dem mir erzählt wird, dass mein geerbtes Grundstück zu einem gemeinschaftlichen Jagdbezirk gehört. Dieser Bezirk wird von einer Jagdgenossenschaft bejagt und diese Genossenschaft meint, ich sei jetzt ihr Mitglied. Was heißt das alles? Also sowohl für mich als auch für den Wald.« Er wartet kurz und wirft dann ein: »Das kann ich dir so genau nicht sagen. Mit dem Jagdgesetz hab' ich mich noch nie befasst. Gib mir 'ne halbe Stunde und dann melde ich mich zurück, ja?« »Dankeschön, bis gleich!«, verabschiede ich ihn schnell, damit er mir bald Näheres erklären kann. Während Friedrich recherchiert, schenke ich mir ein Glas

Wein ein, setze mich aufs Sofa und streichle Bruno. Noch während des ersten Klingelns des Telefons hebe ich ab. »Also?!«, frage ich erwartungsvoll. »Gesetzlich ist das alles richtig: solange dein Wald kleiner als 75 Hektar groß ist, wird er an einen Jagdbezirk angeschlossen. Alle Waldbesitzer des Jagdbezirks und alle Jäger, die darauf das Jagdrecht gepachtet haben, schließen sich zu einer Jagdgenossenschaft zusammen. Du hast also vor dem Gesetz erst mal keine Möglichkeit, deine Mitgliedschaft zu verhindern. Diese Genossenschaft organisiert die Jagd auf dem Gebiet. Das heißt, dass sie festlegt, was und wie viel gejagt wird. Das hängt allerdings auch von den Jagdquoten – also den Vorgaben, wie viele Tiere geschossen werden sollen – ab, die von den Behörden festgelegt werden. Die Jäger, die das Pachtrecht von der Genossenschaft erhalten, können dann die entsprechenden Tiere jagen«, führt er aus. »Aber kann ich das nicht irgendwie verhindern? Also die Jäger können ja nicht einfach durch meinen Wald laufen und Tiere schießen, wenn ich das nicht will, oder?« »Doch, genau das können sie. Du hast über die Jagdaktivitäten in deinem Wald genauso eine Stimme wie alle anderen Waldbesitzer in deinem Jagdbezirk und ihr entscheidet per Abstimmung, wie und was gejagt wird. Wenn du die anderen davon überzeugen kannst, dass sie deinen Wald bei der Jagd auslassen, jagen sie bei dir nicht, aber ansonsten wirst du es nicht verhindern können.« »Das heißt, ich werde gezwungen, dass in meinem Wald Tiere gejagt werden? Es gibt eine Pflicht, dass in meinem Wald Tiere getötet werden?« »Naja, deine Genossenschaft kann sich dafür entscheiden, es nicht zu tun, aber das hängt eben davon ab,

wie sie wählen.« Ich warte kurz, denke nach und erkläre ihm dann meine Gedanken dazu: »Also eigentlich weiß ich wenig über's Jagen, ich weiß nicht wie gut oder schlecht das ist, aber für mich war mein Wald einfach eine Chance, einen unberührten Ort zu erschaffen, der einfach natürlich ist, den kein Mensch beeinflusst, einfach nur Natur. Ich will nicht, dass da Tiere erschossen werden, wenn es nicht nötig ist – und wenn, dann will ich dazu frei entscheiden und nicht gezwungen sein. Ich werde die nächsten Tage mal darüber nachdenken und dann schau' ich mir an, wen ich da überzeugen muss. Wenn ich nichts ausrichten kann, meinst du wir können rechtlich irgendetwas tun?« »Also«, Friedrich zögert, »Das Gesetz ist schon ziemlich eindeutig. Die einzige Möglichkeit, die wir hätten, wäre, gegen das Gesetz selbst vorzugehen. Dafür müssten wir gegen deine Mitgliedschaft klagen bis wir vor das Bundesverfassungsgericht kämen. Dort könnten wir vielleicht so etwas wie deine moralischen Grundsätze, also deine Gewissensfreiheit – so ähnlich wie Religionsfreiheit –, geltend machen. Zur Not könnten wir eventuell auf dein Recht auf Eigentum und damit, dein Recht, über dein Eigentum frei zu verfügen, zurückgreifen. Zu allerletzt könnten wir vielleicht die Versammlungsfreiheit anführen, denn es gibt auch das Recht, sich nicht versammeln zu müssen und du wirst ja quasi gezwungen, in der Genossenschaft zu sein. Aber versuch es besser erst mal damit, die anderen zu überzeugen.« Ich schlürfe am Wein und bedanke mich ganz herzlich für seine Hilfe. Dann tauschen wir uns über unsere alltäglichen Sorgen, Nöte, Freuden und Neuigkei-

ten aus. Irgendwann schlafe ich mit Bruno im Arm einfach auf dem Sofa ein.

•

In den darauffolgenden Tagen gehe ich noch viel häufiger in den Wald und nehme die Tiere noch viel intensiver wahr. Zwar passiert es durch die Anwesenheit von Bruno selten, dass mir größere Tiere als Vögel begegnen, aber ich stelle mir hinter den Büschen und Sträuchern einfach vor, wie sich die Füchse, Hasen, Rehe und Wildschweine verstecken. Als ich einmal wieder eine Pause in der Hütte im Wald mache, entdecke ich das Bücherregal wieder, das mir der Vorpächter hinterließ. Erstaunt stelle ich fest, dass darin sowohl Werke, die das Konzept der Jagd erklären und sie rechtfertigen, als auch solche, die ihren Sinn in Frage stellen oder ihr sogar jegliche Wirkung absprechen, enthalten sind. Das Hauptmotiv, das ich aus den Büchern der Jagdbefürworter entnehme, ist die Hege und Pflege des Wildes sowie der Schutz junger Bäume. Beides überzeugt mich nicht, denn es klingt, als ob der Wald Eingriffe von außen bräuchte, obwohl er, bevor der Mensch existierte und die Erde so dicht besiedelte, Jahrtausende von allein klar kam; als ob der Wald nur darauf gewartet hätte, dass endlich schlaue Jäger kommen, die das Wild in Schach halten; als ob der Wald wie ein Vorgarten wäre, der schön gemacht werden muss. Aus meiner Sicht muss ein Wald nicht schön sein. Er kann sein, wie er will und weil er keinen Willen hat, soll er sein, wie er von allein wird. Nicht nur, dass ich mir diese Natürlichkeit wünsche, ich bin sogar fest davon überzeugt, dass sich die Tiere im

Wald selbst regulieren. Wenn sie das nicht könnten, hätte die Evolution nach der Theorie von Darwin die Waldtiere wohl aussterben lassen, bevor es Jäger gab, die nicht nur aus Hunger jagen gegangen sind. Aber es sind nicht nur die Ideen der Jagdbefürworter, die ich ablehne, in einem Buch der Jagdgegner lese ich, dass die Bejagung einiger Arten dazu führt, dass sich diese Arten durch eine Angstreaktion in den folgenden Jahren viel intensiver vermehren, sodass die Bejagung den Effekt hat, die Anzahl der Tiere letztlich zu erhöhen. Auch war mir neu, wie schwerwiegend die Belastung des Bleis, aus denen die Kugeln bestehen, für den Wald ist. Für mich stand immer mehr fest, dass ich keine Jagd in meinem Wald will. Am liebsten würde ich alle davon überzeugen, die Jagd zu unterlassen, aber wenn ich es schaffen würde, sie in meinem Wald zu verhindern, wäre ich schon froh. Mein Entschluss, zur Versammlung der Jagdgenossenschaft zu gehen, verfestigt sich stetig mit jedem Gang durch meinen Wald.

•

Über der Tür steht »Hufeisen«. Ich trete ein, schiebe einen dicken Vorhang zur Seite und befinde mich im Gasträum. Die Räume sind in ein gedämpftes Braun getüncht. Es fühlt sich gemütlich an. An der Theke vorbei sehe ich einen Raum, in dem einige Männer und auch einzelne Frauen um einen Tisch herumsitzen und sich freundlich unterhalten. Alle haben ein Bier vor sich und eine Liste zur Auswahl des Abendessens geht durch die Runde. Ich setze mich zwischen einen erfahren wirkenden Herrn und eine engagiert wirkende Dame. Ich stelle mich vor, worauf sich

mir Diana und Hubert ebenfalls vorstellen. Auf Nachfrage bestätigt mir Hubert, der Verfasser des Briefs zu sein, der mich hierherkommen ließ. Hubert ist also der Vorsitzende der Jagdgenossenschaft. Er verhält sich, wie sich ein Vorsitzender verhalten sollte: offen unterhalten wir uns, freundlich heißt er mich willkommen. Die Motive hinter meiner Anwesenheit möchte ich noch zurückhalten, denn zum einen kennt mich persönlich noch niemand und zum anderen ist meine Strategie zum Überzeugen von Menschen, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen. Im Gespräch stellt sich heraus, dass weder Diana noch Hubert Waldbesitzer sind. Als passionierte Jäger berichten sie, wie ergiebig sie in meinem Wald schon auf der Jagd waren, an welchen Stellen sie besonders gern nach Wild suchen und welche großen Trophäen sie schon mit nach Hause genommen haben. Der dickste Eber, den Hubert geschossen hat, ist in Form seines Schädels im Raum, in dem wir sitzen, an die Wand gehängt. Stolz zeigt er auf den ausgestopften Kopf. Tatsächlich bin ich beeindruckt von der Wucht dieses Tieres. Ganz unabhängig von Huberts Geschichte stelle ich mir vor, so einem großen Tier in meinem Wald zu begegnen. Ein leichter Schauer überzieht mich, bis ich wieder daran denke, wie Bruno neben mir durch den Wald tollt und jeder Eber, der sich halbwegs instinktiv verhält, schon über alle Berge wäre, bevor wir uns begegnen würden. Auch Diana möchte mir zeigen, dass sie schon Jagdglück in meinem Wald hatte. Auf ihrem Handy zeigt sie mir ein Bild von einem toten Reh, das sie dort vor kurzem geschossen hat. Der Hals des Rehs, das reglos seitlich auf einer Lichtung liegt, wirkt vollkommen verdreht.

Im vorderen Teil des Halses läuft Blut über das Fell und in seinem Maul steckt ein Tannenzweig. »Warum hat das Reh den Zweig im Maul?«, frage ich verwundert. »Das ist so etwas wie die letzte Ehre, die wir dem geschossenen Tier erweisen. Es soll symbolisieren, dass wir ihm eine letzte Mahlzeit gönnen. Das Maul heißt bei Rehen übrigens Äser«, entgegnet sie. Sie sucht noch nach weiteren Bildern bis Hubert dreimal kräftig mit den Knöcheln seiner geballten Faust auf den Holztisch haut. Bevor die Sitzung beginnt, wird sich gemeinschaftlich zugeprostet. Dann liest Hubert die Tagesordnung vor. Es wird über Jagdquoten für das kommende Jahr und Jagderfolge des vergangenen Jahres debattiert. Beschwerden über Wildverbiss – also den Verzehr der Baumknospen durch die Tiere im Wald – durch die Forstbesitzer, genauso wie Entzückung über die Qualität des Wildbrets – also des Geschmacks vom Fleisch der erlegten Tiere – werden vorgetragen. Ich enthalte mich weitestgehend und höre hauptsächlich zu. Dann irgendwann werde ich als neues Mitglied willkommen geheißen. Jetzt bin ich also dran.

»Erst mal möchte ich mich kurz vorstellen: Ich bin Carola Klemp. Das Grundstück, das ich besitze, habe ich von meiner verstorbenen Tante geerbt. Ich liebe den Wald wie er ist und ich versuche, ihn kaum zu beeinflussen. Das bedeutet für mich zum einen, dass ich gefallene Bäume zum Großteil liegen lassen werde. Ich werde selbst keine Forstwirtschaft betreiben und ich werde den Wald dafür auch nicht verpachten. Bevor ich vor ein paar Wochen die Einladung zu dieser Versammlung bekam, wusste ich gar

nicht, dass ich nicht selbst dafür zuständig bin, die Jagd auf meinem Grundstück zu organisieren. Ich ging also davon aus, dass in meinem Wald keine Jagd stattfinden würde, wenn ich es nicht selbst veranlassen würde. Für mich gehört zur Natürlichkeit meines Waldes nicht nur, dass ich die Pflanzen sich selbst überlassen möchte, sondern auch, dass ich die Tiere nicht beeinflussen will. Wenn es also irgendwie möglich ist, würde ich mich freuen, wenn ihr mich als Jagdgenossenschaft genossenschaftlich darin unterstützen würdet, meinen Wald sich selbst zu überlassen.« Während ich das sage, lasse ich immer kürzere Pausen zwischen meinen Worten. Ich stoppe kurz, um Luft zu holen, da fällt mir Hubert ins Wort: »Du meinst, wir sollen deinen Wald von der Jagd ausschließen?« Als ich nickend ansetze, mit meiner Erläuterung fortzufahren, fängt er an, ungläubig zu grinsen und antwortet sofort: »Wie stellst du dir das denn vor? Weißt du überhaupt, wie wichtig die Jagd ist? Warst du überhaupt schon mal Jagen?« Darauf entbrennt eine wilde Diskussion, an der sich vor allem meine beiden Sitznachbarn Diana und Hubert ganz maßgeblich beteiligen. Ich halte mich wieder zurück und warte, bis sich eine gute Gelegenheit bietet, auf die ganzen Meinungen und Fragen einzugehen. Sie stören sich an der Machbarkeit, wie denn ein so kleines Waldstück aus der Jagd ausgenommen werden kann. Außerdem merken sie an, dass sich die Tiere dann ja auf meine Fläche zurückziehen. Mein Grundstücksnachbar stellt sich schließlich auch in der Runde vor: Florentin – die anderen scheinen ihn zu kennen, aber ich sehe ihn heute zum ersten Mal. Er fügt hinzu, dass die Tiere, die sich dann auf meiner

Fläche vermehren würden, ihren Schaden an seinen Bäumen anrichten würden. Schließlich erörtert eine ältere Dame, die offenbar einen juristischen Hintergrund hat, dass die Jagdgenossenschaft gar keine Möglichkeit hat, meine Mitgliedschaft für nichtig zu erklären. Was sie damit sagen will, ist, dass zumindest die Verwaltung der Jagd in meinem Wald gesetzlich bei der Genossenschaft liegt. Als endlich alle zu Wort kommen konnten und ich meine Aufregung abgebaut habe, ergreife ich selbst noch einmal das Wort: »Ich sehe ein, dass das für euch ungewöhnlich ist. Ich kann auch verstehen, warum ihr von der Jagd überzeugt seid. Gerne würde ich euch erklären, warum ich die Tiere in meinem Wald nicht erschießen lassen will, aber was die Meinung zur Jagd angeht, sollten wir besser viele Debatten in kleineren Kreisen führen – in der großen Runde hat das keinen Zweck. Ich verstehe auch, dass ich per Gesetz in dieser Genossenschaft Mitglied sein muss. Worum ich euch einfach nur bitte, ist, meinen Wald in Zukunft von der Jagd zu verschonen.« Ich merke, dass die Bedeutung und der Sinn meiner Worte wenige Zentimeter vor meinem Mund verhallen. Zwar kommen die Schallwellen, die meine Worte transportieren, von meinem Mund bis zu ihren Ohren, aber der Sinn dringt nicht gegen den imaginären Widerstand, der sich im ganzen Raum verbreitet hat, durch. Hier werde ich vermutlich niemanden davon überzeugen, mein Grundstück nicht zu bejagen. Noch weniger glaube ich daran, einer Mehrheit der Anwesenden in absehbarer Zeit nachvollziehbar zu machen, warum ich die Jagd an sich nicht sinnvoll und moralisch gerechtfertigt finde. Eine Abstimmung

schließt die Diskussion ab: alle Mitglieder, zu denen ich mich nicht zähle, aber zu denen mich die anderen dazu zählen, stimmen dagegen, eine Ausnahme der Bejagung aufgrund meiner Motive zuzulassen – alle bis auf mich. Ich werde danach nur noch mit argwöhnischen Blicken gewürdigt. Irgendwann kommt das Abendessen herein. Alle anderen haben das gemeinsam geschossene Wild auf ihrem Teller. Dazu einen Klos und ein kleines Häufchen Rotkraut. Auf meinem Teller liegen nur der Klos und das Kraut. Es sieht so lieblos angerichtet aus, wie der Klos im Hals, der mich seit der Diskussion um meine Situation in der Jagdgenossenschaft plagt. Nachdem die Sitzung offiziell für beendet erklärt wird, teilt der Wirt eine Runde Kräuterschnaps aus. Ich trinke mit. Danach verabschieden sich die älteren Teilnehmer – oder sagt man Genossen? Mitglieder in dieser Jagdgenossenschaft als Genossen zu bezeichnen, fühlt sich sehr falsch an. Genossenschaftlichen Umgang kenne ich anders. Auch ich verabschiede mich. Ein kurzes Klopfen auf den Tisch signalisiert die Verabschiedung der Bleibenden gegenüber der kleinen Gruppe, die das Lokal jetzt verlässt. Die anderen, die das Lokal mit mir verlassen, unterhalten sich untereinander. Es sieht nicht so aus, als ob sie noch mit mir sprechen wollten.

Auf dem Heimweg bin ich gedankenlos. Erst zuhause versuche ich nach Möglichkeiten zu suchen, dieser Ohnmacht entgegen zu treten. Immer wieder stößt mir das Argument, ich könne die Jagd nicht beurteilen, weil ich selbst nie Jagen war, auf. Es ärgert mich, wie Menschen glauben können, man könne moralische Urteile nur dann fällen,

wenn man selbst praktisch erfahren hat, was sie bedeuten. Ich muss doch auch keinen Mord begehen, um zu wissen, dass ich keinen Menschen töten will! Mir geht es bei der ganzen Sache ja auch nicht darum, ihnen das Jagen zu verbieten. Ich will einfach nur nicht, dass es einen Zwang des Tötens von Tieren gibt und durch meine Mitgliedschaft bin ich gezwungen, das Töten von Tieren in meinem Wald zuzulassen. Dass es dann Jäger gibt, die diesen Zwang gerne erfüllen, kann ich erst einmal nicht ändern. Den Zwang der Bejagung sollte es aber gar nicht erst geben.

Kapitel III

Friedrich und ich sitzen gemeinsam in der Hütte im Wald. Er wirkt etwas deplatziert hier in seinem glatten Hemd und seinen feinen Schuhen, aber er fühlt sich wohl. »Carola«, fängt er an, »das würde ein langer Weg. In den ersten drei Instanzen wird es total unwahrscheinlich, dass du aus der Pflicht der Bejagung ausgenommen wirst. Verwaltungsgericht, Oberverwaltungsgericht und Bundesverwaltungsgericht werden gegen dich entscheiden und wenn du Pech hast, wird dir die Möglichkeit, in einer höheren Instanz weiter zu kämpfen, versagt.« Ich kenne die Begriffe ›Berufung‹ und ›Revision‹ und Friedrich weiß, dass ich sie kenne. Damit es trotzdem keine Missverständnisse gibt, erklärt er alles in einfachen Worten. »Ich hab' ja schon gesagt, dass das Gesetz selbst recht eindeutig geschrieben ist. Deshalb ist es wahrscheinlich, dass du erst vorm Bundesverfassungsgericht Chancen auf Erfolg hast. Dieses Gericht würde nicht einfach das Jagdgesetz anwen-

den, sondern die Rechtmäßigkeit des Gesetzes an sich überprüfen. In meiner Recherche habe ich zwei ähnliche Fälle aus Frankreich und Luxemburg gefunden, in denen den Forstbesitzern das Recht zugesprochen wurde, auf ihrem Land die Jagd zu untersagen. Wenn wir es schaffen, irgendeinem Gericht klarzumachen, dass dir dieses Recht genauso zusteht, haben wir gewonnen.« »Wenn du Lust hast, das mit mir durchzuziehen, gehe ich mit dir, soweit es juristisch möglich ist«, antworte ich ihm. Wir sind uns jedoch unausgesprochen einig, dass wir hiermit nur den ersten Schritt gehen, ohne zu entscheiden, ob es einen Punkt geben kann, an dem wir aufhören wollen. Unser Gespräch ist vor allem durch die rechtlichen Schritte, die Friedrich gehen muss, geprägt. Ich sichere ihm zu, ihn, wo ich kann, zu unterstützen – aber uns ist es klar, dass meine Arbeit hier im Wald stattfinden wird, und er sich, aus unserer beider Sicht, ehrenamtlich für den Wald vor Gericht einsetzen wird.

In den folgenden Jahren werden wir immer wieder hier sitzen und den Zwischenstand besprechen. Wir werden Hochs und Tiefs haben, zuversichtlich sein, und niedergeschlagen. Immer wieder werden wir durch den Wald gehen, die Jahreszeiten wahrnehmen – er immer wieder in schönen Tretern, ich immer wieder in festem Schuhwerk. Er wird sich die Schuhe immer wieder in der Wiese am Waldrand abstreichen und ich ihn dabei anlächeln. Er wird mir immer wieder erklären müssen, was die aktuelle juristische Lage für den Ausgang unseres Verfahrens bedeutet und ich werde immer wieder nachfragen müssen.

Wir beschreiten also den Weg. Kurz nachdem wir die Klage eingereicht haben, titelt die Lokalpresse: »Forsterbin versucht ihr Grundstück von der Jagd zu befreien.« Der erst mal nüchtern klingende Titel wird durch einen Artikel untermauert, der sich gewaschen hat: Hubert Semmel, der Vorsitzende des Jagdvereins, die Sprecherin der Jagdbehörde und Florentin, der Besitzer des Nachbarwaldgrundstücks, kommen zu Wort und verschaffen ihrem Unmut über unser Vorgehen ungebremsen Raum. Aus großen Verfahren, die in überregionaler Presse aufgegriffen werden, kannte ich, dass sich die am Prozess beteiligten Parteien äußerst umsichtig und zurückhaltend verhalten. Nach diesem Artikel weiß ich jedoch, dass ich auf diese Professionalität in meinem Fall nicht hoffen kann.

•

Nach der ersten mündlichen Anhörung vor dem Verwaltungsgericht verlassen Friedrich und ich gemeinsam das Gebäude. Als Friedrich sich mit den Akten unterm Arm in Richtung seines Autos verabschiedet, kommt eine kleine Gruppe auf mich zu. Zwei junge Frauen, Loreen und Antonia, und ein junger Mann, Max, stellen sich zusammen mit einem jungen Pärchen, dessen Namen ich sofort wieder vergesse, vor. Sie sehen aus wie Wanderer, tragen schwere Rucksäcke, ihre Kleidung sieht warm und funktional aus. »Ich bin Carola, wie kann ich euch helfen?«, frage ich in die Runde. »Wir haben den Artikel über deinen Prozess gegen die Jagdgenossenschaft gelesen und wollen dich vor Ort gerne unterstützen.« Da ich noch eine Unterrichtsstunde in der Schule geben muss, bevor

ich Feierabend habe, einigen wir uns darauf, uns später in der Hütte im Wald zu treffen.

Auf dem Weg aus der Schule in den Wald gehe ich noch zuhause vorbei, um Bruno abzuholen. Gemeinsam stapfen wir recht schnell zur Hütte. Als ob Bruno wüsste, was uns erwartet, rennt er schwanzwedelnd immer einige Meter vor mir durch den Wald. Sobald die Hütte im Blick erscheint, und wir sehen, dass die Fünf schon vor der Tür stehen, galoppiert Bruno zu der jungen Frau mit braunen langen Haaren, die sich für ihn schon hingehockt hat. »Antonia, richtig?«, frage ich sie, während sie kräftig durch Brunos zotteliges Fell streichelt, um mir ihren Namen direkt richtig einzuprägen. Max und Loreen nicken für sie, da Antonia zu sehr mit Bruno beschäftigt ist. »Kommt erst mal rein!«, fordere ich sie auf, nachdem ich das Schloss öffne. Direkt mache ich das Feuer im Ofen an und stelle einen Topf, gefüllt mit lauwarmem Tee, oben drauf. »Also, wie habt ihr euch vorgestellt, mich zu unterstützen?«, werfe ich in die Runde, um direkt zum Punkt zu kommen. Loreen ergreift nach kurzem Zögern das Wort: »Ich denke, wir könnten erst mal damit beginnen, deine Beweggründe an die Menschen im Ort zu bringen – beispielsweise mit Flyern und Plakaten, die wir verteilen. Ich bin mir sicher, dass du hier im Umfeld einige stille Unterstützerinnen und Unterstützer hast, die es zu mobilisieren gilt.« »Ich will eure Euphorie nicht direkt im Keim ersticken«, wende ich ein, »aber ich kann mir nicht vorstellen, das Gesicht einer Kampagne zu werden.« »Nein, nein!«, erwidert Max, »Loreen meint, dass wir deine Argu-

mente und auch andere Argumente sammeln sollten, diese dann in wenige Worte fassen und den Menschen an die Hand geben, damit sie dich, deinen Wald und die Tiere im Wald dann in ihren eigenen Diskussionen verteidigen können.« Antonia, noch den auf dem Rücken liegenden Bruno kraulend, führt fort: »Das wäre natürlich nur eine Stufe. Abhängig davon wie lange das Verfahren dauert, wie sehr die Menschen hier hinter dir stehen und wie sehr sich die betroffenen Jäger über dein Ersuchen hinwegsetzen, können wir uns vorstellen, aktiver zu werden.« »Was heißt aktiver? Was stellt ihr euch da vor?«, frage ich skeptisch nach. »Naja, eine der letzten Eskalationsstufen wäre zum Beispiel das Besetzen oder Zerstören der Hochsitze oder das Verjagen der Jäger aus deinem Wald. Soweit wollen wir es aber auch nicht unbedingt kommen lassen«, erklärt Loreen. Es ist wohl aus meinem Gesichtsausdruck zu erkennen, dass ich nicht erleichtert bin durch diese Aussicht. »Versteh das nicht falsch, Carola! Loreen hat gerade nur eine mögliche Idee geschildert. Alles was wir hier machen, passiert im Konsens und wenn es Widerstände gibt, nehmen wir darauf Rücksicht«, beschwichtigt Max.

Eine Zeit lang debattieren wir noch weiter darüber, mit welchen Aktionen wir hier lokal gegen die Bejagung meines Walds kämpfen können. Nach dem ersten ruppigen Start haben wir auch bald die Ideen und Positionen untereinander besser verstanden. Es kann allerdings auch einfach nur sein, dass die anderen ihre Sprache an mich angepasst haben, um mich nicht weiter abzuschrecken, aber insgesamt fühlt es sich nach einem sehr ehrlichen,

konstruktiven und offenen Gespräch an. Vor allem der Wille, Konsens zu finden, begeistert mich. Es geht in der Runde deshalb nicht darum, die beliebteste Idee vorzuschlagen und sie gegen Gegner durchzusetzen, sondern darum, Ideen zu finden, die für alle annehmbar sind. Das fordert zwar Einfühlungsvermögen, Geduld und Kreativität. Allerdings scheint es allen ein Gefühl des Respekts, des Verständnisses und der Rücksichtnahme zu vermitteln.

Mittlerweile ist es draußen dunkel geworden. Mit einem kleinen Tütchen, das wir vor der Tür auf der Lichtung vor der Hütte zusammen rauchen, beenden wir den produktiven Teil unseres ersten Treffens. Die Selbstverständlichkeit, in solchen Kreisen Gras zu rauchen, gleicht jener, im Fußballstadion Bier zu trinken. Ich genieße das. Es verbindet und drückt eine gemeinsame, ungreifbare Idee von der Welt aus. Wahrscheinlich interpretiere ich da während des Rauchens zu viel hinein und wahrscheinlich werde ich mir morgen Vormittag während des Unterrichts wieder darüber bewusst, dass ein Tag nach dem Kiffen viel gedämpfter in der Wahrnehmung und im Antrieb ist als ein nüchterner Tag. Heute Abend stellt es aber eine schöne Gemeinsamkeit dar.

Durch das Gemeinschaftliche und Verbindende nach unserer politischen Diskussion um die Organisation unseres 'Aktivismus', fangen wir uns an, persönlich näher zu kommen. Antonia erzählt von ihrem Biologiestudium, in dem sie bisher Kurse gemieden hat, die sich mit den Einflüssen des Menschen auf die Umwelt befassen. Als Max vom wöchentlichen Pendeln zwischen Hannover und

Hamburg berichtet, fällt mir auf, dass sie gar nicht aus der unmittelbaren Umgebung kommen: »Ach ihr seid heute aus Hannover angereist?« »Ja und wir werden später auch noch den Zug zurück nehmen müssen. Aber 'ne gute Stunde haben wir noch Zeit«, antwortet Max. »Das heißt, ihr wollt auch hier hin pendeln, wenn es notwendig ist, vor Ort zu sein?«, schiebe ich nach. »Entweder so oder wir finden hier eine Unterkunft, in der wir uns immer mal wieder für ein paar Tage einnisten können. Die Hütte hier würde ja schon reichen.« »Achso!« Mir wird immer bewusster, dass das nicht ihr erster politischer Kampf ist, den sie kämpfen. Sie scheinen gut organisiert zu sein. »Aber wie könnt ihr euren Aktivismus überhaupt mit eurem Studium vereinbaren?«, frage ich, worauf Antonia direkt antwortet: »Ich habe keinen Druck, in der Regelstudienzeit fertig zu werden. Mein Studium soll mich bilden aber wenn in meinem Leben für eine gewissen Zeitraum etwas anderes einen höheren Stellenwert einnimmt, dann dauert die Bildung über das Studium eben länger.« In anderen Kreisen würde jetzt jemand nach den Lücken im Lebenslauf, nach den Karriereplänen oder der Finanzierbarkeit fragen, aber ihnen scheint allen klar zu sein, dass nichts davon Priorität hat und alles irgendwie lösbar ist. Trotzdem interessiert mich, wie Antonia diese Probleme konkret löst und was stattdessen ihre Ziele sind. Um mir vor der Gruppe nicht die Blöße zu geben, meine Unbedarftheit zu diesem Thema zu offenbaren, versuche ich die Frage indirekt in einer anderen zu verschachteln: »Aber warum glaubst du, sind so viele Menschen so verbissen im Studium und generell in ihrer Karriereplanung? Warum

haben andere keine Zeit für Aktivismus?« Auch für die Beantwortung dieser Frage, muss Antonia nicht lange nachdenken: »Wir verhandeln nur noch die kleinen Fragen aber kämpfen nicht mehr darum, ob die Fragen selbst und die Gegebenheiten, in denen wir uns diese Fragen stellen, überhaupt sinnvoll sind. Die Bequemlichkeit, Konservativität und Kontinuirlichkeit, in die uns unser Arbeitszwang und der darunter liegende Reichtumswunsch drängen, hält uns davon ab, die Gegebenheiten in Frage zu stellen, denn mit einer radikalen Änderung unserer Situation könnten wir unserem Reichtumswunsch zumindest kurzfristig nicht mehr nachgehen und wir wüssten gar nicht, ob der Wunsch nach Reichtum unter geänderten Gegebenheiten überhaupt noch relevant wäre. Und...« Ich unterbreche sie nach diesem Feuerwerk an Satz: »Also du behauptest, die Gegebenheiten, in denen wir leben – beispielsweise das Wirtschaftssystem –, gewöhnen uns einen Reichtumswunsch an.« »Genau«, führt sie fort, »und der erweckt in uns einen Druck, der von vielen als Arbeitszwang wahrgenommen wird. Denn wir können unseren anerzogenen Wunsch nach Reichtum am ehesten erfüllen, wenn wir viel arbeiten. Wenn wir dann überhaupt Zeit finden, die Gegebenheiten und unsere Situation darin grundsätzlich in Frage zu stellen, werden wir eventuell feststellen, dass eine Änderung unserer Orientierung, unserer Ziele und unserer Situation uns vom Arbeiten unter den existierenden Konditionen mindestens kurzfristig abhalten wird. So eine Reflektion mit entsprechender Reaktion würde uns also von unserem Wunsch nach Reichtum eher entfernen als näher bringen – jedenfalls

kurzfristig. Zusätzlich kann es nach so einer Reflektion passieren, dass der Wunsch nach Reichtum keine übergeordnete Relevanz mehr hat. Wir müssten uns dann also eingestehen – oder zumindest diejenigen, die diesem Wunsch verfallen sind –, dass unser Leben von sinnlosen Zielen geleitet war. Wenn dann also das, was wir ein Leben lang getan haben, keine Relevanz mehr hätte, könnte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, nach der wir alle streben, uns nicht mehr zuteilwerden. In Anbetracht dessen, geben sich die meisten also mit ihren Gegebenheiten ab, akzeptieren ihre zufällige Situation, Orientierung und Kultur, von der sie geprägt sind, und drehen nur an den kleinen Stellschrauben, die uns glauben machen, dass wir die ganzen Asozialitäten, mit denen unsere Gegebenheiten einhergehen, einhegen.« »Puh«, denke ich mir leise. Wenn das nicht einstudiert war, ist Antonia eine krasse Rednerin. Es überzeugt mich und gerade deshalb muss ich zunächst gar nichts Überzeugenderes mehr hören, aber Max setzt noch zu einem Schlusswort an: »Wenn wir ehrlich wären, würden wir erkennen, dass das ganze System – und das ist es, was Antonia mit Orientierung, Gegebenheiten und Situation meint – immer dazu streben wird, uns vom Reichtumswunsch zu überzeugen. Und Reichtum geht nicht ohne Armut, solange er auf dem Reichtum von materiellen Ressourcen beruht.« Dann fällt mir eine Einsicht ein, die die eigene Rolle in dieser Systemzwangstheorie hervorhebt: »Ich kann mir vorstellen, dass solche Gruppen, wie unsere hier, mit ihrer Erhabenheit und ihrer nach außen ausgestrahlten Selbstsicherheit auch dazu führen, dass diejenigen, die erkennen, dass eine Abkehr vom

System sinnvoll sein könnte, jedoch dem eigenen bisherigen Lebensweg widersprechen würde, sich, aus Scham vor diesem Selbsteingeständnis des vergangenen Holzwegs, von der Einsicht des sinnhaften Systemwandels wieder entfernen. Vielleicht lohnt es sich, zu zeigen, dass nicht alle schon immer Revolutionäre waren, sondern der Weg der Reflektion immer damit einhergeht, alte Ideale zu hinterfragen und, wenn nötig, abzulegen. Ich glaube, Menschen mit mangelnder Erkenntnis kollektiv zu diffamieren, kann dazu führen, dass sie sich der Einsicht verschließen, sodass sich falsche Einstellungen eher verfestigen, als dass sie abgebaut werden.« Der Abend wird noch weitergehende politische Diskussionen und interessante Einsichten hervorbringen. Schweigend gehen wir dann irgendwann gemeinsam aus dem Wald bis sich unsere Wege nach Hause und zum Bahnhof trennen.

•

Mittlerweile ist es Frühling geworden. Meine Hütte ist zurzeit immer von einer Person belegt: Antonia, Loreen und Max wechseln sich im Wochenrhythmus ab. Sie meinen, allein durch ihre Anwesenheit trauen sich die Jäger nicht, in der Nähe zu jagen. Das Pärchen, mit dem sie sich beim ersten Mal zusammen vorgestellt haben, ist nicht mehr dabei. Dafür hat sich Clemens angeschlossen, der aus dem Nachbarort kommt. Durch die vielen Flyer und Plakate, die wir zusammen im Winter verteilt haben, bekommen die drei während ihres Aufenthalts in der Hütte viel praktische Unterstützung aus der Bevölkerung. Immer wieder lassen Menschen Lebensmittel oder Kleidung beim

Spaziergang durch den Wald da. Jedes Mal, wenn ich mit Bruno vorbeikomme, trinke ich mit ihnen einen heißen Tee. Wir unterhalten uns politisch, privat und schweigen. Gemeinsam erleben wir, wie die Blätter sprießen, wie die Tage länger werden und wie junge Tiere den Wald bevölkern.

Heute treffen wir uns alle zusammen. Auch Friedrich nimmt an der Besprechung teil. Er hat die Niederlage vor dem Verwaltungsgericht im Gepäck. Ich kannte das Urteil schon vorher, da es mir per Brief zugestellt worden war. Durch unsere immer stärker zusammenwachsende Gemeinschaft von Unterstützern und Unterstützerinnen, betrachte ich es aber als angemessen, auch die Vorgehensweise vor Gericht gemeinsam zu reflektieren. Die genauen Schritte und die letzte Entscheidung haben natürlich trotzdem noch Friedrich und ich. Zu sechst sitzen wir in der dafür viel zu engen Hütte. Um das Gespräch so schnell und organisiert wie möglich zu halten, bestimmen wir Clemens als Moderator. Außerdem nutzen wir verschiedene Handzeichen, mit denen wir unsere Zustimmung und Ablehnung zur Diskussion und den darin vorgebrachten Argumenten ausdrücken können, sodass nicht jeder von uns einzeln die jeweilige Position mit einem »Ja, das sehe ich auch so.« oder »Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist.« unterstreichen muss. Zuerst trägt Friedrich die Lage vor: »Wie erwartet, hat das Verwaltungsgericht deine Klage abgelehnt. Zu meiner Überraschung haben sie allerdings Berufung vor dem Obergericht zugelassen. Das Obergericht kann jetzt entschei-

den, ob es diese Berufung annimmt, und damit den Fall nochmal neu aufrollt, oder sie ablehnt, wodurch wir direkt mit einer Revision vor das Bundesverwaltungsgericht kommen könnten.« Er holt kurz Luft, um zu symbolisieren, dass er zur Dummie-Erklärung ansetzt: »Wenn das Oberverwaltungsgericht die Berufung annimmt, dann bedeutet das, wir können unsere Argumente noch einmal in aller Ausführlichkeit vor diesem höheren Gericht vortragen. Wenn es sie ablehnt, tragen wir den Fall nicht mehr vor, sondern würden an das oberste deutsche Verwaltungsgericht verwiesen. Dieses Bundesverwaltungsgericht überprüft dann nur noch, ob formale Fehler im Urteil des Verwaltungsgerichts gemacht wurden. Ich hab' aber ja schon häufiger erwähnt, dass ich es für unwahrscheinlich halte, vor irgendeinem dieser Gerichte Recht zu bekommen, denn sie werden alle einfach nur in das Jagdgesetz schauen und das legt eindeutig fest, dass du zwangsläufig Teil der Jagdgenossenschaft sein musst und, dass du dadurch die Jagd in deinem Wald zulassen musst. Wir sollten also darauf hoffen, so schnell wie möglich vor das Bundesverfassungsgericht zu kommen und es darum bitten, die Pflicht der Jagd gegen deine Gewissensfreiheit oder dein Recht auf Eigentum abzuwägen.« Clemens fragt in die Runde, ob es Stimmen, Meinungen oder Vorschläge gibt. Antonia wendet ganz passend ein, dass es da ja wenig zu besprechen gebe: »Wenn Carola und Friedrich weiter die Kraft und Zeit haben, den juristischen Weg zu beschreiten und sie das als ein legitimes und zielgerichtetes Mittel betrachten, sollten sie das tun. Wir werden unsere Tätigkeiten auf den Wald und seine unmittelbare Umge-

bung begrenzen.« »Ich denke, das haben wir vor«, hänge ich an und nicke dabei Friedrich zu, der es durch ein Zurücknicken bestätigt.

Dann schwenkt Clemens zu den lokalen Aktionen: »Wollt ihr kurz vorstellen, was ihr in Zukunft vorhabt?« Loreen ergreift das Wort: »Ich glaube, wir haben informiert und mobilisiert soweit es geht. Jetzt gilt es, den Widerstand gegen die Jäger aufrecht zu erhalten, die noch vor einem Urteil in deinem Wald jagen wollen. Unsere Anwesenheit in der Hütte war ein erster guter Schritt, aber wir müssen klar machen, dass das nicht alles war. Wir haben gehört, die Jagdgenossenschaft plant, die Jagd wieder im gesamten Bezirk durchzuführen. Unsere erste niederschwellige Idee war es, Aufkleber mit der Aufschrift ›Mörder‹ auf alle Hochsitze zu pappen. Clemens hatte den Vorschlag, es durch weniger drastische, aber informative Sticker zu ergänzen.« »Ich wechsele kurz aus meiner Moderationsrolle«, beginnt Clemens seinen Beitrag. Sein Verhalten ist immer äußerst umsichtig und gerecht. Er versucht, Meinungen zu respektieren, statt sie mit weit entfernten Gegenmeinungen zu kontern. Er geht empathisch auf sie ein, begründet seine Haltung und versucht Kompromisse vorzuschlagen: »Ich glaube, ein paar Jäger können wir durch ein plakatives ›Mörder‹ zum Denken anregen, aber einige lächeln müde darüber, knibbeln es ab und kleben es sich vielleicht ans Revers als Auszeichnung. Ich hab' mal ein paar kurze Sätze aufgeschrieben, die wir zusätzlich verteilen könnten: ›Die Natur ist schlauer als du‹, ›Der Wald will nicht ordentlich sein‹, ›Jeder Schuss erhöht die Geburtenrate‹,

›Tradition ist kein Grund‹ und ›Leichentrophäen gab's auch mal mit Menschen – war keine gute Idee‹. Was haltet ihr davon, die auch zu drucken und zu verteilen?« Alle symbolisieren mit einem Wedeln der Hände, dass sie einverstanden sind.

Auf dem Heimweg nach dem Treffen seilen sich Friedrich und ich ein bisschen von den anderen ab. Wir sprechen über die Kosten des Gerichtsprozesses und andere Formalia. Als wir einen ausreichenden Abstand zu den anderen gewonnen haben, meint er: »Du musst vorsichtig sein, wenn es zu illegalen Aktionen gegen die Jäger kommt. Um deine Gewissensfreiheit vor Gericht als Argument anbringen zu können, sollte dein Gewissen nicht nur die Jagd auf deinem Grundstück ablehnen, sondern ansonsten auch konform mit der Moralvorstellung unserer Verfassung sein. Wenn die Gerichte erfahren, dass du dich selbst an illegalen Aktionen beteiligst, kann das ganz schnell deine Rechtstreue in Frage stellen.« »Das habe ich mir zwar auch schon gedacht, aber grundsätzlich betrachte ich gewaltvolle Guerillakämpfe gegen die Jäger hier ohnehin weder als gerechtfertigt noch als zielführend. Auch aus diesem Grund nehme ich gerne an den Besprechungen mit den anderen Teil: Ich möchte gerne wissen, was sie vor haben, möchte uns alle davor bewahren, Dinge zu tun, die der Sache eher schaden als nützen, aber möchte sie in den Aktionen, die ich sinnvoll finde, auch unterstützen«, entgegen ich, »aber ich gehe eigentlich davon aus, dass sie es von alleine auch schaffen würden – sind ja alles echt soziale Menschen. Jedenfalls ist es mir wichtig diese

lokalen Aktionen zu unterstützen, denn in unserem juristischen Kampf kann ich mir immer noch sehr gut eine Niederlage vorstellen, oder?« Friedrich pflichtet mir bei: »Da ist ja noch gar nichts gewonnen und bisher sehe ich auch kein Licht am Ende des Tunnels.«

•

Inzwischen wurde unsere Berufung vom Oberverwaltungsgericht abgelehnt. Dagegen haben wir Revision eingelegt, sodass das Bundesverwaltungsgericht darüber entscheiden muss, ob in unserem Fall alles formal korrekt ablief. Wir halten weiter unsere monatlichen Besprechungen in der Hütte ab. Wenn Friedrich Neuigkeiten hat, nimmt er daran teil, ansonsten sind wir mit Antonia, Loreen, Max und Clemens zu fünft. Das gemeinsame Ziel hat uns zusammengeschweißt und die feinen politischen Differenzen und Unterschiede in den Ideen haben uns kaum getrennt. Ich glaube, dass das maßgeblich durch unser Ziel der Konsensfindung ermöglicht wird. Eigentlich stammt diese Idee von den drei Hannoveranern, Antonia, Loreen und Max, die sie bei unserem ersten Treffen vorschlugen. Es hat sich für mich bewährt und ich bin überrascht, dass ich es zum ersten Mal in dieser Runde so intensiv kennengelernt habe. In den allermeisten Situationen, in denen Entscheidungen zwischen vielen Menschen getroffen werden müssen, wird per Abstimmung eine Position gesucht, die für die Mehrheit passt. Offensichtlich bleibt dann aber immer eine Minderheit, die mit der jeweiligen Position unzufrieden ist. Zumal vielen Entscheidungen nur Mehrheiten von wenig mehr als die

Hälfte der Beteiligten zugrunde liegen, ist die unzufriedene Minderheit ziemlich groß. Es ist mir erst vor kurzem aufgefallen, dass wir Schutz für Minderheiten nur deshalb brauchen, weil wir akzeptiert haben, dass Mehrheiten entscheiden.

Nach einer unserer Besprechungen sitze ich noch länger mit Loreen in der Hütte. Sie wird die kommende Woche hier übernachten, sodass sie nicht mehr den Zug zurück nach Hannover nehmen muss. »Wie kommt es, dass ihr bei unserer ersten Begegnung direkt die Idee hattet, Entscheidungen per Konsens zu fällen? In der letzten Zeit ist mir immer deutlicher geworden, dass das maßgeblich zum achtsamen Miteinander in unserer Gruppe führt«, frage ich sie. »Eigentlich ist es in fast allen politischen Bewegungen, in denen ich bisher aktiv war, das Entscheidungsprinzip gewesen. Nur als ich meine kurze parteipolitische Phase hatte, hab' ich gelernt, wie viel Gerangel und wie viele Intrigen entstehen können, wenn die Entscheidungen nur auf knappen Mehrheiten beruhen.« »Aber kann es nicht auch den Betrieb wahnsinnig verlangsamen, wenn alle zu allem erst zugestimmt haben müssen?«, frage ich nach. »Ja klar. Umso größer die Gruppe, in der du Konsens finden möchtest, desto schwieriger die Konsensfindung und umso kleiner der Konsens. In der Politik ist das gerade ziemlich schön zu erkennen. Die großen Parteien bilden in Deutschland die Meinung der Gesellschaft ab. Sie meiden Risiko neuer Ideen oder langfristiger Visionen, um ihre Wählerschaft so groß wie möglich zu halten. Der Effekt ist, dass kaum noch große, richtungsweisende Entscheidun-

gen getroffen werden, sondern nur noch notwendige, kritische Feinkorrekturen, wenn es schon schief läuft.« »Findest du das gut oder schlecht?«, will ich jetzt von ihr wissen, denn eigentlich wäre das Ergebnis ja eine zufriedene Bevölkerung. Loreen hadert ein wenig: »Dazu habe ich keine abgeschlossene Meinung. Zurzeit bin ich mir nicht mal sicher, ob irgendeine Entscheidung, die gegen meinen Willen gefällt wird, für mich eine Verpflichtung darstellt. Diese ganzen mehrheitsbasierten Wahlen und die daraus resultierenden Gesetze würden keine Geltung für mich haben, wenn ich für mich nur das als moralisch bindend betrachten würde, was ich selbst auch so entscheiden habe. Ob wir damit aber eine Welt mit acht Milliarden Menschen zu einem gerechten Ort machen können, weiß ich nicht. Ich weiß also gar nicht, ob die große internationale Politik überhaupt sinnvoll und gerechtfertigt ist und ob sie sinnvoller und gerechtfertigter wäre, wenn sie nicht mehr auf einfachen Mehrheiten, sondern auf zunehmendem Konsens basieren würde. Für die ganzen Talkshows im Fernsehen und für alle, die den Streit lieben, ist Konsens natürlich bedauerlich.« Wir fangen gemeinsam an zu lachen. »Eins muss ich aber noch sagen«, fügt sie an, »Die aktuellen Gesetze beruhen ja auf Mehrheitsentscheidungen und werden deshalb auch von vielen, nämlich der jeweiligen gegnerischen Minderheit, kritisiert. Die Gesetze ab jetzt nur noch per Konsens zu ändern, aber die bestehenden Gesetze nicht mehr zu hinterfragen, käme einem Konsens der Gewöhnung gleich. Wir haben keine guten Gründe für die bestehenden Gesetze, wenn wir nicht alle überzeugen können. Vor allem konservative Menschen

akzeptieren häufig den Status Quo, ohne ihn zu hinterfragen. Wenn sich die Politik zu einem Konsenssystem wandeln sollte, wäre es fatal, das nur auf die Änderungen aber nicht auf die Substanz anzuwenden.«

Kapitel IV

Der Entscheid des Bundesverwaltungsgerichts ist, wie erwartet, gegen uns ausgefallen. Friedrich hat mich gebeten, ein gemeinsames Gespräch, ohne die anderen zu arrangieren. Mit zunehmender Stufe im juristischen Prozess nimmt auch die Anspannung bei ihm merklich zu. »Bisher lief alles wie erwartet«, meint er, worauf ich hinzufüge, »erwartet schlecht.« »Genau«, stimmt er mir zu, »deshalb sollten wir beim nächsten Schritt sehr sorgsam vorgehen. Wenn du dabei bist, ziehen wir vor das Bundesverfassungsgericht.« Das ist der Höhepunkt Friedrichs Karriere. Einmal einen Fall zu haben, den es sich lohnt, gegen die Verfassung prüfen zu lassen, scheint ein Privileg unter Juristen zu sein. Eine gewisse Vorfreude scheint deshalb durch seine Anspannung hindurch. »Ich bin dabei«, sichere ich ihm zu, »aber letztlich liegt es ja hauptsächlich an dir. Du musst wissen, ob du die Kraft und Zeit hast, weiter zu machen. Ich bin mir jedenfalls sicher, dass, wenn jemand diesen Fall gewinnen kann, wir es sind.« Absichtlich bette ich meine eigene Unsicherheit über den Ausgang des Verfahrens ein – auch um den Druck auf ihn zu mindern. »Wenn du was von mir brauchst, lass es mich einfach wissen.« Ich glaube nicht, dass ich etwas außer meiner Aussage vor Gericht beitragen kann. Wahrschein-

lich denkt Friedrich dasselbe, nur es ist ihm ein großes Anliegen, alles mit mir zu besprechen.

•

Max und ich sitzen zusammen in einer Baumkrone 20 Meter über dem Boden. Wir schwingen hin und her – langsam, aber weit. Vereinzelt haben Jäger wieder begonnen, meinen Wald mit Flinte zu betreten. Es hat begonnen zu dämmern. Durch viele Baumwipfel hindurch sehen wir im Westen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und im Osten die aufkommende Dunkelheit. Wir halten uns immer mit einer Hand am Baum fest. Zusätzlich tragen wir einen Klettergurt, der durch einen Karabiner mit einem Seil verbunden ist, das wir am Stamm befestigt haben. Immer wieder stehen wir auf und klettern durch die Äste. Es fühlt sich so frei an, weit entfernt vom festen Boden. Wir unterhalten uns über das Leben, die Zukunft und die Vergangenheit, über unsere Unbeschwertheit und die Schwere, die wir uns selbst auferlegen. Wir albern aber auch herum. Ganz ohne Scham sprechen wir über Dinge, über die man mit anderen Menschen nicht sprechen würde: unser Verhältnis zu Übernatürlichem, zu Religion, zu Drogen, zu Sex, zu unserem Körper, zum anderen Geschlecht, zum eigenen Geschlecht, zur Unsicherheit über Geschlechter, zur Unsicherheit über Sex, über das Begehren, über unsere Sicht auf Protest, Widerstand und Gesellschaft. Über all das reden wir vollkommen unstrukturiert und schnell. Ständig wechseln wir die Themen. Es fühlt sich so an, als ob es Menschen gäbe, die einfach menschlich sind, die keine Unterschiede aufgrund von

Herkunft, Aussehen oder Geschlecht machen, die offen sind, mit denen man sich einfach frei unterhalten kann. Als ob die Seelen direkt miteinander sprechen und dabei alles außer die Bedeutung der ausgetauschten Worte ausblenden. So ein Mensch scheint Max zu sein. Ich schein auch zu dieser Art von Menschen zu gehören. Warum hat unsere Gesellschaft weite Teile der Menschen so geprägt, dass solche Gespräche unmöglich mit ihnen wären? Warum ist es nicht einfach normal, freie Gedankenaustausche zu haben, ohne sich gegenseitig zu beurteilen, ohne sich zu belächeln, ohne sich zu bekämpfen? Warum sind da immer wieder Lügen, vorenthaltene Geschichten, mangelndes Vertrauen? Warum kann ich nicht einfach jeder Person, der ich Lust hätte, es mitzuteilen, mitteilen, dass ich mir nicht sicher über mein Geschlecht bin, dass ich mir nicht sicher über meine sexuellen Bedürfnisse bin, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich einen freien Willen habe? Und wie wahnsinnig schön ist es, ganz selten – aber doch immer wieder – fremde Menschen zu treffen, mit denen ich darüber frei reden kann? Max reagiert gar nicht erstaunt über all das, was ich ihm mitteile. Er bereichert das Gespräch mit den Erfahrungen, die er mit sich selbst gemacht hat. Wenn er keine eigenen Erfahrungen hat, erzählt er von Freunden. Nichts von dem, was wir uns erzählen, erwähnen wir, um uns zu vergleichen, uns zu übertrumpfen, uns gegenseitig zu loben oder uns Respekt zu zollen. Alle Beiträge dienen einfach nur der Bereicherung des Gesprächs. Wie schrecklich es wäre, jetzt mit einer Person auf diesem Baum zu sitzen, die das alles nicht nachvollziehen könnte. Das Gespräch wäre vermutlich nie

so weit gekommen. Vielleicht würden wir über andere Menschen herziehen, vielleicht würden wir uns über etwas ärgern, vielleicht würden wir uns gegenseitig Wünsche vortragen, was wir gerne wären. Stattdessen sind wir einfach zufrieden, unbeschwert, aber neugierig.

»Wir sind im Ablegen von unnötiger Scham weit genug, dass es dir nichts ausmacht, wenn ich kurz vom Baum pinkle, oder?«, frag ich Max ganz nüchtern. Genauso nüchtern antwortet er, »Bitte...«, dreht sich weg und schaut in die Ferne. Ich klettere um den Stamm herum, setze mich auf die Oberschenkel, spreizte die Beine und versuche, laufen zu lassen. Ich stocke. In mir drin scheint alles kurz zu blockieren. Anscheinend sind wir doch nicht so frei, wie wir uns das vorhin noch dachten – anscheinend bin *ich* nicht so frei. Ich bin vielleicht doch nur ein zivilisierter Mensch, der sich einbildet, unnötige gesellschaftliche Normen über Bord geworfen zu haben. Ehe ich die Gedanken zu Ende gedacht habe, plätschert es unter mir auf ein paar Äste und schließlich auf den Boden. Wir beide lachen vor uns her, als uns einfällt, dass wir den Baum irgendwann nochmal verlassen wollen. »Wir seilen uns später einfach auf deiner Seite ab«, schlage ich vor.

Die Sonne geht unter, aber es ist immer noch hell genug. »Wovon lebst du eigentlich? Also, womit kannst du deinen Unterhalt bestreiten? Und wovon hast du in der Zukunft vor, dein Leben zu finanzieren?«, frage ich Max. Mir brennt die Frage unter den Nägeln seitdem wir über die Vereinbarkeit von Studium und Aktivismus gesprochen haben. Vor allem drängte sie mich innerlich, weil ich mir

in meinem vorgegaukelten Einfühlungsvermögen die Frage nach dieser Vereinbarkeit gespart hatte und stattdessen danach fragte, warum andere Menschen sich so fokussiert auf ihr Studium konzentrieren. Eigentlich hätte ich mir diese vorgeschobene Frage selbst beantworten können. Statt einer Antwort bekam ich damals außerdem sowieso nur einen Vortrag zur Frage des Systems, in dem wir leben, und warum es nicht durchbrochen wird. Jetzt also warte ich gespannt auf die Antwort. Noch während ich die Frage stelle, erschleicht mich ein schlechtes Gefühl: Was, wenn er gar nicht weiß, wie er sein Leben bestreiten kann? Was, wenn er keine Zukunftspläne hat? Was, wenn er einfach nur wahnsinnig naiv seinem Aktivismus nachgeht? Noch während ich beginne, die Frage zu bereuen, beginnt Max in beruhigtem Ton, sie mir zu beantworten: »Das hat viele Schichten. Zuerst: Ich bin fest davon überzeugt, mir immer das Nötigste für's Leben leisten zu können. Wenn ich mir anschau, wovon meine Eltern und deren Eltern gelebt haben, ist es ausreichend, einen Tag die Woche zu arbeiten, um, im Vergleich zu ihnen, wie ein König zu leben. Dann will ich dir erklären, warum ich es in der aktuellen Situation nicht für angemessen halten würde, für mehr als meine täglichen Notwendigkeiten Arbeiten zu gehen: Wir haben genug. Wir müssen nichts mehr produzieren.« Diese Sätze sagt er ganz besonnen, um mir die Grundsätzlichkeit seiner Erkenntnis, die sich dahinter verbirgt, zu verdeutlichen. »Wir können jederzeit alles haben. Wir schmeißen so viel weg. So viele Menschen produzieren unnötige Dinge, die nur im Müll landen. Dinge werden, noch bevor sie

verkauft werden, entsorgt. Warum sollte ich mich in diese Maschinerie begeben und dafür sorgen, dass noch mehr produziert wird?« Kurz pausiert er. »Es gibt praktisch keinen Streik, der wirklich spürbar wäre. Wahrscheinlich können wir Wochen lang weiterleben, ohne dass irgendwer etwas produziert. Die einzigen Streiks, die wirklich Aufmerksamkeit erhalten, sind die, die uns davon abhalten, in den Urlaub zu kommen, den wir antreten, weil wir uns vom Produzieren erholen müssen, oder die, die uns davon abhalten, zur Arbeit zu kommen, bei der wir produzieren. Nur noch Zugführer und Flugzeugkapitäne vermögen es, unsere Wirtschaft so stillzulegen, dass wir uns davor fürchten. Wenn wir jetzt ein paar Jahre in die Zukunft schauen, werden deren Tätigkeiten auch irgendwann automatisiert. Das ist doch bezeichnend, oder?« Er erwartet keine Bestätigung von mir, aber ich kann tatsächlich nachvollziehen was er sagt. »Arbeitslosigkeit bedeutet, dass wir alles Notwendige produzieren und dafür weniger Menschen als verfügbar brauchen. Wir könnten fast alle anfangen, zu streiken, ohne einen Notstand zu erleiden. Wenn ich meine Arbeitskraft zusätzlich auf dem Markt anbiete – also bereit wäre, zu arbeiten –, stelle ich eine Konkurrenz zu den anderen Arbeitnehmern dar. Das würde bedeuten, deren Arbeit würde noch geringer entlohnt und es wäre für die Arbeitgeber dadurch noch günstiger, zu produzieren. Außerdem ist es doch erstaunlich, dass wir in den wenigsten Jobs etwas wirklich Notwendiges produzieren und in den meisten stattdessen vollkommen Überflüssiges. Mit meiner Arbeit würde ich die Produktion von Überflüssigem doch noch weiter

fördern – entweder indem ich es selbst mache oder indem die Person, deren Arbeit ich übernehme, stattdessen Sinnloses herstellt. Ganz unabhängig davon, wie ich zum Kapitalismus stehe, betrachte ich es für mich also als unnötig, etwas zu produzieren – es wäre einfach nicht nötig. Und wenn es nicht nötig ist, dann schadet es einfach nur. Schließlich wird durch jede Ressourcenverwendung ein Teil der Ressourcen unbrauchbar. Diese Vernichtung kann ich verhindern, indem ich daran nicht teilnehme. Es kann sein, dass nicht alle meine Argumente stichfest sind, aber für mich ergeben sie erst mal einen Sinn.« Ohne auf meine ursprüngliche Frage weiter einzugehen, hake ich nach: »Aber erfüllt es dich denn, wenn deine Arbeitskraft nicht gebraucht wird?« Er schaut vom Baum herunter, schaut sich um und blickt mir in die Augen: »Ich glaube, ich werde gebraucht – nur eben nicht, um etwas Materielles herzustellen, sondern etwas Immaterielles. Es klingt vielleicht kitschig und doof, aber ich glaube, das Kämpfen für Gerechtigkeit füllt mich aus.« Ich schlucke. »Wieso haben die immer so gute Antworten?«, frage ich mich. Ich werde Stunden lang nachdenken müssen, um die Argumente auseinanderzunehmen und Lücken darin zu entdecken, die mich von einer anderen Meinung überzeugen könnten. Es arbeitet in mir.

Die frühen Morgenstunden sind angebrochen als ich von Weitem Schritte durch das Laub, die über den Waldweg ungefähr 50 Meter an uns vorbeigehen, höre. Endlich wird unser Warten auf dem Baum, das mittlerweile ziemlich langweilig wurde, unterbrochen. Ich lege meine Hände zu

einer Kugel zusammen und halte sie vor meinen Mund. Kräftig puste ich durch die zusammengedrückten Lippen in die Hand, um einen Käuzchenruf zu imitieren. Die anderen, die auf einem anderen Baum sitzen, wissen Bescheid, wenn sie nicht eingeschlafen sind. Max und ich schweigen ansonsten seit mehr als einer Stunde. Die Schritte werden langsam leiser bis sie sich gleichbleibend leise vom Weg ab in Richtung Wald bewegen. Die Gestalt, die wir durch die Dunkelheit nicht sehen aber hören können, schreitet in einem konstanten Radius um uns herum. Sie bleibt stehen. Es knirscht und knatscht zwölf Mal bevor ein weich klingendes Reiben von Stoff auf Holz das Setzen dieser Gestalt auf dem Hochsitz erkennen lässt. Es ist ein Jäger – nichts anderes hatten wir erwartet. Wir hören, wie der Jäger einen langen Reißverschluss öffnet und etwas aus der damit geöffneten Tasche herauszieht. Ich setze nochmal meine Hände an den Mund und puste kräftig, um den anderen zu signalisieren, dass wir jetzt anfangen müssen. Wenn das die Büchse war, die der Jäger aus seiner Tasche gezogen hat, und er sie gleich lädt, können wir nicht sicher sein, dass er nicht um sich schießt, wenn er uns bemerkt. Ich sitze jetzt nur noch auf meinem Ast und schaue zu. Max drückt den Knopf für die Zündung. Die anderen auf ihrem Baum offenbar auch. Helles flackerndes Licht erleuchtet den Hochsitz, sodass wir eine grün gekleidete Person erkennen, die vor Schreck kurz die Waffe aus der Hand verliert, aber gerade noch auffängt, bevor sie herunterfällt. Die kleinen Böller, die wir am und um den Hochsitz verteilt haben, knallen und zischen. Der aufgescheuchte Jäger flucht und schreit. Ein

Gemisch aus Wut, Furcht, Unsicherheit, und Entschlossenheit quillt aus ihm heraus. Als er sich auf dem Hochsitz umdreht, erkenne ich, dass es Hubert ist. Der Vorsitzende der Jagdgenossenschaft, neben dem ich bei der Versammlung in der Kneipe saß. Unaufhörlich blitzen die bunten Lichter. Hubert greift schreckhaft all seine Sachen, stolpert die Leiter herab, schreit laut um sich und flüchtet sich über den Waldweg zurück aus dem Wald. Das war es, was wir erreichen wollten: Den Jäger verjagen, der wieder durch meinen Wald streift. Ich schmeiße das aufgeschossene Ende des Seils, an dem wir uns auf den Baum gezogen hatten, herunter, schließe das Sicherungsgerät an die Schlaufe meines Klettergurtes, befestige das Seil darin und lasse mich langsam vom Baum herab. Unten angekommen, löse ich mich vom Seil, entferne alle klimpernden Gerätschaften vom Gurt und schleiche ruhig in Richtung des Waldrandes. Angekommen auf dem Waldweg, höre ich wie sich auch Max auf den Weg vom Baum herab macht. Loreen und Antonia scheinen ihren Baum ebenfalls schon verlassen zu haben, denn hinter mir höre ich mehr als ein Paar Füße, die das Laub zum Rascheln bringen. Ich weiß nicht, ob es nur meine Einbildung, meine Eingebildetheit, oder Tatsache ist, aber es scheint mir, als ob die anderen wesentlich schlechter ihre Anwesenheit im Wald verbergen können als ich. Die Gerätschaften lassen wir alle hinter uns. Uns ist es nur wichtig – und das haben wir vorher so abgesprochen –, dass wir jetzt heile aus dem Wald kommen. Dass diese Aktion ein Nachspiel haben wird, war uns allen klar. Umso eher es kommen würde, desto überstürzter, desto riskanter wird es für uns sein.

Hubert ist so schnell aus dem Wald gerannt, dass ich ihn irgendwann aus den Augen verliere. Um ihm nicht zu begegnen, gehen wir mittlerweile ein paar hundert Meter neben dem Weg. Als wir an den Waldrand kommen, sehen wir seinen Landrover auf dem Feldweg stehen, welcher sich direkt an den Waldweg anschließt. Die Scheinwerfer strahlen hell in den Wald hinein. Hubert sitzt im Wagen und hält seine Hand ans Ohr. Wir sammeln uns hinter einem Busch, der die Sicht zu Hubert und seinem Wagen versperrt.

»Wir können definitiv keine Wege mehr nehmen. Entweder er holt jetzt seine Jägerfreunde und versucht es, auf eigene Faust zu klären, oder er holt die Polizei. Mit keinem von beiden sollten wir jetzt noch Bekanntschaft machen«, meint Antonia. »Darüber müssen wir gar nicht diskutieren«, würgt Max sie ab, »vielmehr stellt sich die Frage, ob wir die Hütte heute als Schlafplatz nutzen können«, »Wohl kaum«, entgegne ich, »ich weiß gar nicht, ob wir sie zur Übernachtung überhaupt nochmal verwenden sollten. Heute kommt ihr auf jeden Fall mit zu mir nach Hause. Ich hab' zwar nicht noch drei Matratzen, aber das ist heute wahrscheinlich nicht das Wichtigste.« Ohne weitere Absprachen krabbeln wir über eine Traktorspur parallel zum Feldweg durchs Feld gen Ort. Rechts und links von uns stehen einen Meter hohe Halme eines Getreides. Das Krabbeln wird immer anstrengender. Das ungewohnte Anspannen der Beine und das Buckeln des Rückens führen dazu, dass wir immer tiefer schnaufen. Ohne Pause und ohne ein Wort krabbeln wir trotzdem

weiter bis der Motor von Huberts Landrover lauter wird. Er dreht sein Auto. Die Scheinwerfer streifen über das Feld. Wir schmeißen uns Aal-gerade in die Traktorreifen-spur und halten unseren Atem an. Als der Schein über uns hinweg gestreift ist und das Auto über den Feldweg donnert, atmen wir alle aus. Es ist so kalt, dass eine große Wolke unseres Atems in den Nachthimmel fliegt. Ich stelle mir vor, wie der Atem nach Angst und Erleichterung riecht. Leicht gebückt gehen wir weiter über die Felder, bis wir irgendwann kurz vor dem Garten sind, der zu dem Haus gehört, in dem ich wohne.

»Wartet mal! Was ist, wenn die Polizei schon bei dir war? Oder noch viel schlimmer: was, wenn die Polizei noch zu dir kommt?«, regt Loreen an, »ich hab' auch kein' Bock, dass deine Nachbarn mitbekommen, dass wir genau jetzt gemeinsam in deine Wohnung spazieren!« »Ich wohne praktisch im Erdgeschoss. Wenn ich mich leise ins Haus schleiche und ihr durchs Fenster steigt, bekommen zumindest die Nachbarn nichts mit. Vor der Polizei können wir uns in diesem Kaff heute Früh sowieso nicht verstecken. Ich schlage vor, wir nehmen jetzt die naheliegendste Lösung und beim nächsten Mal denken wir den Plan weiter als bis zum Höhepunkt der Aktion.«

Ich ziehe meine Schuhe aus, nehme sie in die linke Hand, hole meinen Schlüsselbund aus der Tasche und greife ihn mit der rechten Hand so fest, dass keine der Schlüssel sich berühren können. Mit dem ausgestreckten Haustürschlüssel schleiche ich zum Garteneingang, drehe das Schloss um, gehe weiter zur Hintertür unseres Treppenhauses,

öffne auch diese Tür und tippel schließlich über die fünf Stufen zu meiner Wohnungstür. Ganz vorsichtig versuche ich ohne Licht – und dadurch ohne Sicht – das Schlüsselloch zu treffen. Innen angekommen, öffne ich das Fenster zum Garten und helfe allen dreien herein. Gemeinsam bereiten wir ihre Schlafplätze vor. In meinem Bett angekommen merke ich den langsam sinkenden, aber noch merkbaren, Adrenalinspiegel. Plötzlich fällt mir die Pinkelaktion ein und ich verheddere mich in Gedanken. Bildlich stell ich mir vor, wie die Spurensicherung durch den Wald streift und DNA Spuren nimmt. »Unsinn«, denke ich. Unsere Spuren sind dort überall. Das war definitiv das Krasseste, das Radikalste, was ich je gemacht habe. Irgendwie bin ich froh aber irgendwie auch nicht. Meine Gedanken kreisen viel zu schnell.

An Schlafen ist nicht mehr zu denken, stelle ich nach knapp einer Stunde vergeblicher Einschlafversuche fest. Ich mache die Augen wieder auf, schleiche mich unter die Dusche, ziehe mir danach frische Klamotten an und gehe zum Bäcker. Die kalte, frische Luft macht mich klar. In der Schlange beim Bäcker wird mir bewusst, dass alle von unserer Aktion wissen. Ich lasse mir nichts anmerken, kann aber nicht verhindern, dass mich alle Blicke streifen. Als die Verkäuferin mich entdeckt, ruft sie mit forscher, aber lockerer und freundlicher Stimme durch den Laden: »Was war denn im Wald los heut' Nacht? Ich hab' gehört, deine Unterstützer haben dem Hubi gezeigt, wie 'ne Treibjagd aus der andren Perspektive aussieht.« Kurz bin ich überrascht, erfreut und entlastet, dass sie es zum einen mit

Humor nimmt und zum anderen offenbar nachvollziehen kann. »Wie?! Was ist passiert?«, antworte ich ahnungslos. Sie erklärt der gesamten Kundschaft während des sich wiederholenden Kreislaufs von Bestellung Aufnehmen, Brötchen Einpacken und Abkassieren, was ich heute Morgen selbst miterlebt habe. Ich bin weder gefragt, noch fühle ich den Drang zu einer Stellungnahme. Letztlich nehme ich kommentarlos meine gekauften Brötchen und verlasse den Laden, während sich die Verkäuferin mit dem nächsten Kunden schon darüber austauscht, wie unser Gerichtsverfahren irgendwann mal ausgehen wird.

Auf dem Rückweg erschleicht mich Unmut über die Planung und Mitgefühl mit dem gejagten Hubert. Dieser Typ ist mir zwar höchst unsympathisch aber verdient hat er das vielleicht nicht. Außerdem überkommt mich eine leichte Furcht vor seiner Gegenreaktion. Schließlich frage ich mich, was die ganze Aktion eigentlich gebracht hat: Wenn er so rücksichtslos ist, wie er sein muss, wenn er das Recht auf Jagen für sich so rigoros einfordert und durchsetzt, dann wird er jetzt vermutlich nicht rücksichtsvoller sein – höchstens vorsichtiger. Noch bevor ich wieder an meiner Wohnung ankomme, treffe ich den Beschluss, zukünftige Aktionen nicht mehr zu begleiten. Gerne können sie ihre Art des Widerstands leisten, aber ich werde wieder konsequent meine Art verfolgen.

•

Ein paar Wochen später traue ich mich wieder in den Wald: Er ist über mir sattgrün und unter mir moosgrün. Er

lädt mich ein. Eigentlich brauche ich mir nicht einzureden, dass er etwas tut, aber ich fühle mich geborgen. Federleicht wandere ich über den Boden. Ich meide die Waldhütte, um den anderen noch ein wenig aus dem Weg zu gehen. Ich will heute einfach nur allein genießen. Das bleibt mir vergönnt, bis ich von hinten eine Stimme höre. Als ich mich umdrehe, erstarre ich innerlich. Mein Adrenalinpegel schießt in die Höhe, Schweiß bildet sich in meinen Handflächen und auf meinem Rücken. Hubert ruft nach mir. Ich bleibe stehen, um ihm Gesprächsbereitschaft zu signalisieren. Dieses Signal nimmt er an: »Sag mal, was habt ihr euch da eigentlich gedacht? Habt ihr noch alle Latten am Zaun? Du kannst deinen Prozess ja durchziehen und ihr könnt alle Hochsitze mit eurem Propagandamaterial voll tapezieren, aber gegen Menschen vorzugehen, überschreitet jede Grenze!« Auch wenn ich von der Aktion selbst nicht überzeugt bin, möchte ich mich solidarisch zeigen. Schließlich habe ich sie genauso verbockt, wie die anderen. Der Wunsch nach Gegenangriff erfüllt sich in einer kurzen Antwort: »Du tötest Lebewesen. Wenn dir hier ein Schreck eingejagt wird, ist das noch lange nicht vergleichbar.« »Ich töte Lebewesen? Ja! Ich töte Tiere! Jedes Bejubeln bei der Fußball WM tötet Menschen – nicht hier sondern in Katar –, jeder Markenpullover tötet – nicht hier sondern in Bangladesch –, jede Nase Koks tötet – nicht in Deutschland aber in Kolumbien –, jede Kreuzfahrt und jeder Flug tötet – nicht heute aber in 50 Jahren, wenn das mit dem Klima so weitergeht –, unsere Agrarsubventionen töten – nicht uns sondern die arbeitslosen Bauern in Afrika –, unsere Waffenexporte töten – das brauche ich dir nicht zu erklä-

ren. Das sind alles echte Menschen, die durch alltägliche Handlungen in Deutschland sterben und ihr verdammten Hippies werft euch hier vor freilebende Tiere, die sich kein besseres Leben vorstellen können?« »Nicht schlecht«, denke ich mir aber sage stattdessen: »Wir kämpfen hier gegen den erzwungenen Tod von Lebewesen. Du setzt dich vehement dagegen ein, indem du auf meinem Grundstück tötest obwohl der Prozess noch gar nicht abgeschlossen ist. Wir können uns stundenlang über alle Ungerechtigkeiten auf der Welt unterhalten, aber diese Ungerechtigkeit ist nun mal die, der ich den Kampf erklärt habe. Es müsste kein Kampf sein, wenn deine Genossenschaft ihre Jagd auf die Waldgrundstücke beschränken würde, bei denen die Besitzer damit einverstanden sind.« Eigentlich betrachte ich das vorwurfsbeladene Gespräch für beendet, aber Hubert ist noch nicht fertig: »Ihr habt euch jetzt also ausgedacht, eure Moral in deinem Wald durchzusetzen. Aber wo bleibt die Rechtfertigung, dass diese Moral die richtige ist? Wo bleibt die Rechtfertigung, dass du sie in einem Wald durchsetzen darfst, den du irgendwann geerbt hast? Wenn das alles legitim ist, wäre es auch ja legitim, dass der reichste Mensch der Welt alle Wälder in Europa kauft und überall die Jagd verbietet oder eben anordnet – ganz so wie er es will, weil ihm dann ja alles gehört. Findest du das richtig? Du meinst immer, dein Wald soll werden, wie er von allein wird. Warum darfst du jetzt festlegen, welche Dinge in deinem Wald stattfinden? Wieso ist es beispielsweise unnatürlich, dass Jäger mit Gewehren jagen, wenn Wölfe mit ihren Zähnen jagen?« Ich fühle mich von seinen Argumenten in die Ecke

gedrängt. Er muss in den vergangenen Wochen nichts anderes gemacht haben, als sich die richtigen Worte für diese Begegnung zurecht zu legen. »Ich bin davon überzeugt, dass Handeln und nicht Unterlassen moralisch gerechtfertigt werden muss. Jagen ist für mich Handeln und die Verpflichtung zur Jagd auf einem beliebigen Grundstück ist die manifestierte, aber ungerechtfertigte Handlung. Gegen diese Handlung gehe ich vor.« Damit gehe ich auf die Jagd und ihre Rechtfertigung ein. Absichtlich umkurve ich die Frage, ob ich ein Recht habe, meine Moral auf meinem Eigentum durchzusetzen. Ich weiß nicht, wer mir das Recht gibt, über mein Eigentum zu bestimmen. Eigentlich war es wirklich immer mein Ziel, den Wald sich selbst zu überlassen. Wenn ich Tiere und Menschen wirklich gleichwertig sehe, kann ich die Aktionen der Menschen nicht mehr einschränken als die der Tiere. Statt meine Unsicherheit zu diesem Punkt anzusprechen, wende ich mein gesammeltes Wissen zur Jagd an: »Ihr Jäger redet euch ein, euer Töten nutzt dem Wald in irgendeiner Weise. Seid ihr nicht diejenigen, die an das Überleben des Stärkeren glauben? Wenn ihr wirklich nur des Waldes und des Wildes wegen jagen würdet, müsstet ihr sofort aufhören. In euren Wäldern überleben nicht die stärksten Tiere oder Pflanzen, sondern die Tiere, die ihr nicht erschossen habt, und die Pflanzen, die ihr pflanzt. Ihr schützt Bäume vor Tieren, die nach eurer eigenen Aussage wegen dieser Tiere nicht überleben könnten. Wenn ihr die Tiere erschießt, wachsen also Pflanzen, die von allein nicht robust genug gegen diese Tiere wären. Evolution funktioniert nur, wenn die schwachen Pflanzen gefressen und die

starken sich durchsetzen können.« Während ich das sage, verzweifle ich an meiner Aussage. »Das ist nicht das, was ich sagen will«, denke ich mir. Im Gegenteil hat unsere Zivilisation es geschafft, den Verdrängungsmechanismus der Schwachen durch die Evolution zu überwinden. Ein Argument, warum ich Tiere nicht töten will, ist, dass es für mich keine moralische Grundlage gibt, Menschen anders zu behandeln als andere Lebewesen. Wenn ich jetzt für das Überleben des Stärkeren plädiere, widerspricht das jeglichen Umgangsformen, die ich für irgendein Lebewesen gutheißen kann. Mir fehlen die Argumente gegen ihn, aber ohne dass er es begreift, habe ich Hubert die besten für seinen Standpunkt geliefert. In solchen Momenten hätte ich gerne die Schlagfertigkeit von Antonia, Loreen oder Max. Hubert gibt sich trotzdem fürs erste damit zufrieden. Im Weggehen lässt er mich noch wissen: »Mich habt ihr jedenfalls so weit, dass ich in deinem Wald nicht mehr schieße. Die Jungspunde aus unserer Genossenschaft schüchtert ihr damit aber nicht ein – die fühlen sich dadurch erst recht angestachelt.« Nachdem ich schon mit meinen Argumenten hadere und mich über meine mangelnde Schlagfertigkeit ärgere, beschleicht mich jetzt noch ein zusätzliches Bedauern unserer Nachtaktion.

Das beflügelte Gefühl des Waldspaziergangs ist dahin. Langsam trotte ich nach Hause. Dort angekommen, sehe ich, dass Friedrich versucht hat, mich anzurufen. Auf dem Handy sehe ich seine Nachricht: »Trommel die Meute zusammen. Bin auf dem Weg zur Hütte. Müssen uns treffen. Keine gute Nachricht.« Eilig rufe ich Max an: »Sag

Clemens, Antonia und Loreen Bescheid! Friedrich ist mit einer offenbar wichtigen Nachricht unterwegs zur Hütte!« Bruno und ich laufen direkt wieder zurück in den Wald. Vor lauter Aufregung über Friedrichs Ankündigung vergesse ich den Ärger über mein Treffen mit Hubert ganz. Mit oberflächlichem Smalltalk überbrücken die, die schon in der Hütte sind, die Zeit bis Friedrichs Ankunft. Obwohl die Ankunft sich lange hinauszögert, gehen uns die Gesprächsthemen, gerade weil wir uns seit der Aktion im Wald nicht mehr gesehen haben, nicht aus. Schließlich erzähle ich auch von meiner Begegnung mit Hubert bis Friedrich zur Tür rein stürmt: »Die Schweine haben unsere Klage nicht einmal angenommen. Sie werden unsere Argumente gar nicht verhandeln. Ich verstehe die Welt nicht mehr!« Nach einer kurzen Pause, bei der er tief Luft holt, setzt er fort: »Entschuldigt meine Ungehaltenheit! Ich bin einfach entsetzt.« Antonia fragt: »Was bedeutet das? War's das jetzt auf der juristischen Ebene?« »Fürs erste war's das. Das oberste deutsche Gericht hat festgestellt, dass es rechtens ist, auf deinem Grund, ohne deine Zustimmung zu jagen.« Wir schweigen, fallen in unsere Stuhllehnen zurück. Unter der spürbaren Resignation gibt es keinen, der sich jetzt aufmunternd äußert. »Eine letzte Möglichkeit gäbe es noch«, meint Friedrich nach einer Zeit, die mir ewig vorkommt, »Deutschland ist an die Europäische Menschenrechtskonvention gebunden. Die enthält die gleichen Grundrechte wie die Deutsche Verfassung. Die Grundrechte, auf denen wir unsere Argumentation für das Bundesverfassungsgericht aufgebaut haben, könnten wir dementsprechend auch vor dem Europäischen

Gerichtshof für Menschenrechte einklagen. Carola,« spricht er mich an, » kannst du dich noch daran erinnern, dass ich dir von den vergleichbaren Fällen in Frankreich und Luxemburg erzählt habe, bei denen die Waldbesitzer für ihren Wald eine Jagdfreiheit erkämpfen konnten? Diese Vergleichbarkeit hat uns vor dem Bundesverfassungsgericht wenig genützt aber vor dem Europäischen Gerichtshof kann das Gold wert sein: Die Europäischen Gerichte streben nach vergleichbaren gesetzlichen Regelungen. Vielleicht können wir das ausnutzen.« Nachdem wir alle schon an das Ende unseres juristischen Kampfs geglaubt haben, scheint Friedrich gerade ein Selbstgespräch mit seinen Gedanken begonnen zu haben. An seiner plötzlich heiter werdenden Stimmung ist abzulesen, dass er diesen Geistesblitz just in dem Moment hatte, in dem er ihn vortrug.

Kapitel V

Friedrich hat die Hütte kurz nach seiner Erleuchtung verlassen. Ich nehme die Gelegenheit wahr, meinem Unmut über unsere Nacht- und Nebelaktion Raum zu verschaffen: »Tut mir leid, wenn ich gleich vorwurfsvoll klinge, aber die Aktion gegen den Jäger war echt scheiße. Das hat keinem was gebracht. Im Gegenteil! Wir haben die Genossenschaft jetzt auf der persönlichen Ebene als Kontrahenten. Nicht nur die Idee und die Wirkung der Aktion war, im Nachhinein betrachtet, miserabel, wir haben sie auch völlig stümperhaft durchgeführt. Wie können wir uns erst in der Hektik der Flucht überlegen müssen, wohin wir

fliehen? Ich werde bei solchen Aktionen nicht mehr dabei sein und ich würde mich freuen, wenn solche Aktionen generell nicht mehr in meinem Wald stattfänden. Es schadet auch dem Prozess, wenn herauskommt, dass wir hier illegale Mittel einsetzen, um in einer Art Selbstjustiz unsere Moralvorstellung durchzusetzen.« Ich merke, wie die Stimmung von gemeinsamer Euphorie über Friedrichs Einfall hin zu Zwietracht durch meinen Beitrag kippt. »Wenn ihr wollt, lasse ich euch das unter einander diskutieren. Andernfalls kann ich auch gerne die Moderation übernehmen«, schlägt Clemens vor und füllt damit die brodelnde Ruhe. Mit unserem wedelnden Handzeichen signalisieren wir ihm, dass wir uns über seine Moderation freuen würden. Der Vorteil dieser Handzeichen ist nicht nur, dass Wortbeiträge gespart werden, sondern auch, dass eine sachliche Zustimmung getrennt bleiben kann von der persönlichen Emotion. »Antonia«, ruft Clemens sie auf. Sie geht daraufhin besonnen aber verärgert auf meine Worte ein: »Unser Konsens ist nicht nur eine Formalie, sondern vor allem eine gemeinsame Übernahme von Verantwortung. Wenn du zu etwas zustimmst, heißt das, dass du dahinterstehst. Dein Bedauern kannst du gerne äußern, aber wie du schon richtig sagst, hast du gerade nicht nur etwas bedauert, sondern hauptsächlich Vorwürfe in den Raum geworfen, an deren Gründe du genauso Schuld bist wie wir. Ganz unabhängig davon nutzt es niemand, jetzt Schuldige zu suchen und Unmut zu verbreiten. Wenn du Vorschläge für die Zukunft hast, dann hau sie raus. Streit kann wirklich niemand gebrauchen.« Heftiges Wedeln der anderen untermauert die Aus-

sagen von Antonia. Max streckt den Finger hoch, worauf Clemens ihm das Wort erteilt: »Es gibt einen Unterschied zwischen legal und legitim. Ich werde in meinem Leben immer wieder illegale Dinge tun, weil ich sie für legitim halte, und ich werde versuche, so wenig wie möglich Illegitimes zu tun, auch wenn ich nach Gesetzen dazu verpflichtet wäre. Unsere Gesetze versuchen nur, einen sprachlichen Rahmen für unsere empfundene Moral zu finden. Dabei ist es klar, dass jedes Gesetz Grenzfälle aufwirft, die moralisch anders bewertet werden müssten, als das Gesetz es vorsieht. Es ist beispielsweise legal, so gut wie möglich Steuern zu sparen. Legitim finde ich es aber genau deshalb nicht, weil nur diejenigen, die schon wahn-sinnig viel Geld bekommen, die Möglichkeiten haben, sie zu minimieren. Genauso legal ist es, Ausländer abzuschieben. Moralisch ist es für mich nicht vertretbar, Menschen in ihrer Bewegungsfreiheit zu beschränken und sie nach ihrem Pass zu kategorisieren. Legal ist es offenbar, Menschen zu verpflichten, Tiere im Wald abzuschießen. Ich brauche dir nicht zu erklären, aus welchen Gründen das illegitim ist. Ich kämpfe in diesem Wald, um Menschen zu zeigen, dass sie ihre moralischen Vorstellungen und ihre Handlungsideen nicht aus von Menschen geschriebenen Gesetzen ableiten sollten. Ich will sie dazu aufrufen, ihr Handeln und die daraus folgenden Wirkungen zu bedenken, wenn sie Entscheidungen treffen. Ich will sie ermuntern, eigene Rechtfertigungen zu suchen und zu finden. Wenn Menschen im Dritten Reich eigene Rechtfertigungen für das Abschlachten der eigenen Gattung versucht hätten zu finden, anstatt sich stumpf den damals

herrschenden Gesetzen zu beugen, wäre es vielleicht nie so weit gekommen. Für mich ist das Gesetz genauso eine Sammlung von moralischen Ideen wie die Bibel, der Koran, der Knigge und diese ganzen anderen Verhaltenskodizes. Zwar wird das Gesetz in unserem Fall demokratisch modelliert, aber sicherlich wird es nie richtig sein. Selbst wenn deine Klage vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte verhandelt wird, wird dieses Gericht auch nur auf die von Menschen verfasste Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten zurückgreifen und damit über die Legalität entscheiden – über die endgültige Legitimität wird aber kein Schriftsatz jemals entscheiden können, denn sie ist zu vielfältig und in keinen Worten für alle Zeiten greifbar. Wenn du deine Aktionen hier im Wald wegen dieses Verfahrens einschränken möchtest, kannst du das tun. Meine persönlichen moralischen Grundsätze würden sich allerdings nicht innerhalb der Grenzen, in die mich ein Gericht zwingen möchte, erschöpfen. Ich nehme natürlich Rücksicht auf deine Bitte, aber ich denke, wir sollten uns überlegen, inwiefern deine Vorstellungen mit unseren Ideen noch vereinbar sind.« Sofort zeige ich auf, um die Absolutheit meiner Aussage zu relativieren: »Sehr wahrscheinlich war meine Aussage gerade vollkommen überstürzt und undurchdacht formuliert«, antworte ich, nachdem Clemens mich drannimmt, »Ich denke nicht, dass es notwendig ist, unsere gemeinsamen Wege hier enden zu lassen. Vielleicht sollten wir unsere kommenden Aktionen einfach besser durchdenken.« Das Ruder ist mir mit meiner ersten Aussage so sehr entglitten, dass ich es nicht mehr vermag, es wieder herum

zu reißen. Meine Relativierung ist genauso stümperhaft, wie die Aktion es war: ungeplant und mit unnötigen Kollateralschäden. »Ich denke, wir brauchen alle mal eine Auszeit. Mein Stress mit diesem Prozess und euer unaufhörliches Engagement haben uns in der letzten Zeit vielleicht zu sehr beansprucht«, füge ich hinzu. Wir beenden den Abend in Freundlichkeit aber der Keil, den mein Kommentar zwischen uns getrieben hat, wird wohl so schnell nicht verschwinden.

•

In den anstehenden Sommerferien reise ich viel, um dem Wald und allem, was damit zu tun hat, aus dem Weg zu gehen. Kurz vor Ende der Ferien lässt Friedrich mich wissen, dass bald darauf die Verhandlung in Straßburg stattfinden wird, bei der ich anwesend sein muss. Zwar hat auch die kleine Kammer des Menschenrechtsgerichtshofs gegen mich entschieden, aber es wurde ein Hauptverfahren in der Großen Kammer eröffnet, sodass wir nun in letzter Instanz die Möglichkeit haben, zu gewinnen.

•

Mit der Straßenbahn fahren wir an einem Kanal entlang. »Hier rechts ist das Europäische Parlament – also, wenn es in Straßburg tagt«, weist mich Friedrich auf das gläserne Gebäude auf der anderen Seite des Kanals hin. Vor uns links erscheint ein silbern schimmerndes Gebäude, bestehend aus drei runden Türmen. »Wir müssen aussteigen«, meint er weiter, während er den Stopknopf drückt und zur Tür geht. Das silberne Gebäude, das von der Haltestelle

nur ein paar Schritte über den dazwischen liegenden Platz entfernt ist, ist das Gerichtsgebäude. Schnurstracks gehen wir darauf zu. Diesmal ist nicht nur Friedrich aufgeregt. Plötzlich entdecke ich im Augenwinkel Max, Antonia und Loreen, wie sie im Schneidersitz auf dem Platz sitzen und offenbar zu Mittag essen. Im gleichen Moment sehen sie mich. Sie stehen auf, wir gehen aufeinander zu und umarmen uns – alle bis auf Loreen und ich. Extra für den Anlass habe ich mir einen schwarzen Bleistiftrock und eine edle weiße Bluse ausgeliehen. Da Loreens Finger fettig von den Pommes, die sie bis gerade noch gegessen hat, sind, einigen wir uns wortlos auf ein armloses Aneinanderdrücken der Oberkörper. Mit einem erleichterten »Es freut mich, dass ihr da seid« drücke ich meine Freude über den Beistand aus. »Wir drücken euch ganz fest die Daumen!«, entgegnet Loreen, wozu ihr Max und Antonia lächelnd und nickend zustimmen. »Kommt ihr mit rein?«, fragt Friedrich, »Wir können noch Besucher einladen.« »Ich glaube wir bleiben besser draußen«, meint Loreen, »Aber wir sehen uns nachher, wenn ihr wieder hier vorbeikommt. Wir verfolgen das Geschehen im Livestream über Antonias Handy.«

Wir verabschieden uns herzlich, worauf Friedrich und ich weiter in das Gebäude durch das hell erleuchtete Atrium in den Gerichtssaal gehen. Wir nehmen mit dem Rücken zum Publikum gegenüber der Richterbank Platz. Rechts neben uns sitzen die Vertreter der Bundesrepublik Deutschland. Zwei Vertreterinnen des Justizministeriums sitzen zusammen mit zwei Mitarbeitern des Landwirt-

schaftsministeriums und einer Rechtsprofessorin. Auch wenn mich diese Ansammlung von hochrangigen Beamten beeindruckt, bin ich mir sicher, dass vor diesem Gericht nur der Gehalt der Argumente und nicht die Reputation der Vortragenden dieser Argumente ausschlaggebend ist. Nachdem alle Plätze hinter uns belegt sind, treten die 18 Richterinnen und Richter ein. Sie sitzen nebeneinander hinter einem großen, U-förmigen Tresen. Der in der Mitte sitzende Präsident, Nicolas Bratza, trägt den Grund der Verhandlung vor: »Sehr geehrte Damen und Herren! Die anwesende Beschwerdeführerin, Frau Carola Klemp, rügt die Verpflichtung zur Duldung der Jagd auf ihrem Grundstück. Sie sieht darin eine Verletzung ihres in Artikel 1 des Protokolls Nummer 1 gewährleisteten Rechts auf Achtung ihres Eigentums, der wie folgt lautet: ›Jede natürliche oder juristische Person hat ein Recht auf Achtung ihres Eigentums. Satz 1 beeinträchtigt jedoch nicht das Recht des Staates, diejenigen Gesetze anzuwenden, die er für die Regelung der Benutzung des Eigentums im Einklang mit dem Allgemeininteresse oder zur Sicherung der Zahlung der Steuern oder sonstigen Abgaben oder von Geldstrafen für erforderlich hält.‹ Zu den Beschwerden bezüglich weiterer Artikel der Konvention gehen wir am Schluss der Verhandlung ein. Ich bitte Herrn Anwalt Friedrich Klemp, die Stellungnahme der Beschwerdeführerin vorzutragen.« Friedrich steht auf, schließt den obersten Knopf seines Jacketts und stellt sich an das Mikrophon: »Verehrte Richterinnen und Richter, sehr geehrte Damen und Herren, das Konzept der Pflege und Hege des Wilds ist ein Relikt aus dem Dritten Reich.

Es dient nicht zum Schutz des Wildbestands. Neuere Forschungsergebnisse belegen, dass wildlebende Tiere zur Selbstregulierung in der Lage sind und bestimmte Tierarten sich infolge übertriebenen Jagens sogar vermehrten. Wildunfälle werden im Übrigen überwiegend durch die Jagd verursacht. Darüber hinaus orientiert sich die Jagd in keiner Weise an dem Erfordernis, seltene und bedrohte Arten zu schützen. Zahlreiche Tierarten wie Raubvögel werden bejagt, ohne dass dafür eine ökologische oder ökonomische Notwendigkeit besteht. Da es in Deutschland nur 358 000 Jäger gibt, und diese die Jagd nur gelegentlich während ihrer Freizeit betreiben, ist es in der Praxis unmöglich, das gesamte deutsche Hoheitsgebiet zu bejagen. Ich möchte zum Schluss darauf hinweisen, dass in zahlreichen Staaten der EU keine Jagdgenossenschaften oder vergleichbare Konzepte existieren und dennoch keine Probleme mit einer Überbevölkerung an Wildtieren vorherrschen. Da meine Mandantin die Jagd unter diesen Gegebenheiten als unnötig brutales Mittel betrachtet und somit aus ethischen Gründen ablehnt, schätzen wir die Einschränkungen des Rechts auf Frau Klemps Eigentum als ebenso unverhältnismäßig ein und bewerten die Regelungen im Bundesjagdgesetz als Verstoß gegen die Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.« »Dann bitte ich nun einen Vertreter der Regierung, die entsprechende Stellungnahme vorzutragen«, schließt der Präsident an. Eine Vertreterin des Justizministeriums nimmt Friedrichs Platz am Mikrophon ein, nachdem er sich wieder gesetzt hat. »Verehrte Richterinnen und

Richter, sehr geehrte Damen und Herren«, beginnt auch sie ihre Rede, »Wir räumen ein, dass die Verpflichtung der Beschwerdeführerin, entgegen ihren ethischen Überzeugungen die Jagd auf ihrem Grundstück dulden zu müssen, einen Eingriff in die Ausübung ihrer durch Artikel 1 des Protokolls Nummer 1 geschützten Rechte darstellen. Jedoch hat das Bundesjagdgesetz nicht das Ziel, Freizeitinteressen der Jäger zu schützen, sondern verfolgt ausschließlich Ziele des Allgemeininteresses. Das zeigt sich eindeutig am Begriff der Hege. Es ist besonders wichtig, in einem so besiedelten Land wie Deutschland die Zahl der Wildtiere zu kontrollieren, um zum Beispiel zu verhindern, dass sich Tierkrankheiten ausbreiten oder das Wild Schaden verursacht. Die Einrichtung jagdfreier Zonen würde zu einer Fragmentierung der Jagdbezirke führen, was dem Grundsatz der einheitlichen Hege und des Schutzes des Wildbestands entgegenstünde. Die natürlichen Selbstregulierungsmechanismen des Wildes im Wald funktionieren nicht mehr in den intensiv besiedelten und genutzten Regionen Mitteleuropas. Abschließende möchten wir hervorheben, dass Artikel 1 des Protokolls zwar das Recht auf Nutzung des Eigentums ohne äußeren Eingriff schützt, welches allerdings nicht die ethischen Überzeugungen beinhaltet. Insbesondere gestattet es den Eigentümern nicht, ihre Rechte zu politischen Zwecken zu nutzen, wie es die Beschwerdeführerin tun möchte. Entsprechend bewerten wir die Einschränkungen des Rechts auf Eigentum der Beschwerdeführerin als verhältnismäßig und somit im Einklang mit der Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten. Auch ich danke

Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.« Ich bin überrascht über die drastischen Worte der Regierungsvertreterin. Vor allem wundert mich, dass sie mir unbelegt vorwirft, mir ginge es um politische Zwecke.

Nach kurzer Unterbrechung fährt der Präsident mit der Urteilsverkündung fort: »In ihrer Würdigung der Stellungnahmen und weiterer vorgebrachter Mittel stellt die Große Kammer fest, dass die Regierung nicht bestreitet, das Recht auf Achtung des Eigentums der Beschwerdeführerin einzuschränken. Der Gerichtshof ruft in Erinnerung, dass es im Interesse der Rechtssicherheit, der Berechenbarkeit und der Gleichheit vor dem Gesetz ist, dass es sich nicht ohne triftigen Grund von seinen vorherigen Präzedenzentscheidungen entfernt. Weiterhin stellen wir fest, dass, nach den Urteilen gegen die Jagdverpflichtung in Frankreich und Luxemburg mehrere Staaten ihre Gesetzgebung geändert haben, um diesen Urteilen gerecht zu werden. Wie in diesen beiden Fällen wird auch in Deutschland die Jagd in erster Linie von Privatpersonen als Freizeitbeschäftigung ausgeübt. Daher sieht der Gerichtshof keinen Grund«, in mir steigt die Stimmung, ich werde aufgeregt, » von der Feststellung abzuweichen, zu denen er in den beiden anderen Rechtssachen gelangt ist, und zwar, dass die Verpflichtung, die Jagd auf ihren Grundstücken zu dulden, für Eigentümer, die wie im vorliegenden Fall der Beschwerdeführerin die Jagd aus ethischen Gründen ablehnt, eine unverhältnismäßige Belastung darstellt. Entsprechend stellt der Gerichtshof die Verletzung des Artikel 1 des Protokolls Nummer 1 fest. Des Weiteren ist der

Gerichtshof der Auffassung, dass Verletzungen gegen andere Artikel nicht gesondert zu prüfen sind. Hiermit ist die Verhandlung geschlossen.« Nachdem die Richter von ihren Sitzen aufstehen und den Raum verlassen, springen Friedrich und ich von unseren Stühlen und fallen uns in die Arme. Überglücklich verlassen wir das Gerichtsgebäude. Friedrich versucht mir zu erklären, dass die anderen Artikel nicht mehr geprüft wurden, weil bereits ein einzelner Verstoß für das Urteil ausreicht, aber ich bin in meinen Gedanken woanders. Trotzdem versuche ich ihm durch konstantes Nicken zu vermitteln, dass ich ihm zuhöre.

Loreen, Antonia und Max sammeln wir vor dem Gerichtsgebäude ein, um gemeinsam in die nächste Kneipe zu gehen und auf unseren Sieg anzustoßen. Friedrich, geistig noch mitten im Prozess, versucht uns die Bedeutung dieses Urteils deutlich zu machen: »Die Regierung ist gezwungen binnen eines Jahres das Gesetz zu ändern. Wer auf deinem Grundstück jetzt noch jagt, begeht eine Straftat.« Mit zunehmendem Pegel schweifen wir ab und feiern einfach miteinander.

•

Es ist wieder ruhig geworden in meinem Wald. Zusammen mit Bruno sitze ich in der Hütte und schau den Bäumen beim Schunkeln zu. Seit Beginn des Prozesses, seitdem ich für mich entschieden habe, gegen erzwungenen Tod zu kämpfen, habe ich die Mittel, mit denen ich das gemacht habe, hinterfragt. Ich habe das Recht auf Eigen-

tum genutzt, um anderen das Recht, mich zu zwingen, das Töten zuzulassen, zu verbieten. Aber ist es überhaupt mein Recht, über dieses Grundstück zu entscheiden? Ist es mein Eigentum, nur weil ich es geerbt habe? Gehört es überhaupt irgendjemand? Ist es nicht vielmehr ein Ort, der allen zur Verfügung stehen sollte und über den niemand verfügen darf? Ich bin fest davon überzeugt, dass die Pflicht, töten zu lassen, falsch ist. Ich bin fest davon überzeugt, dass ich diese Pflicht bekämpfen musste. Aber war es richtig, dieses Unrecht zu bekämpfen, indem ich mir ein anderes potenzielles Unrecht zu Nutze machte? Offenbar hatte ich keine Wahl, außer das rechtliche Korsett, in dem ich mich befinde, anzunehmen und es zu verwenden, oder es abzulegen und es selbst zu bekämpfen. Ich weiß nicht, ob ich die Kraft gehabt hätte, es abzuschweifen. Zu viele haben versucht, es in Stücke zu zerreißen. Letztlich hat das Korsett sie erdrückt. Es zieht sich zu, wenn du dich gegen es wehrst. So fühlt es sich an. Aber das stimmt vielleicht nicht. Vielleicht sind es alle anderen, die davon abhängen, dass jeder dieses Korsett trägt, die es immer enger schnüren, wenn jemand versucht, es zu bekämpfen. Vielleicht ist es nicht das Korsett, sondern die Illusion, der wir alle unterliegen, dass es überhaupt ein Korsett gibt.

Ein Knall weckt mich aus meinen Gedanken. Ein Vogel ist mit voller Wucht vor die Fensterscheibe der Hütte geflogen. Ich schaue raus und sehe, wie Hubert in die Richtung der Eingangstür läuft. Er lacht. Als er sieht, wie ich ihn durch das Fenster sehe, zeigt er mit dem Finger auf den sich schüttelnden Vogel. Dieser Idiot!

Nachwort

Mich haben dieses Jahr viele außerparlamentarische Demonstrationen, legaler und illegaler – aus meiner Sicht aber legitimer – Aktivismus, aber auch parteipolitisches Engagement begleitet. Ich bin beeindruckt von der gesellschaftlichen Debatte. Jahr für Jahr versuche ich, meine realen Inspirationen in eine Geschichte zu übersetzen. Dabei haben mich weitsichtige Stellungnahmen politischer Konkurrenten immer wieder beeindruckt. Allerdings bin ich auch immer wieder desillusioniert, wenn ich Gedankenlosigkeit, Kurzsichtigkeit, Egoismus, Sturheit und Stillstand erfahre. Mir ist es wichtig, nicht zu predigen oder zu bekehren. Ich möchte anregen. Ich möchte auch darauf hinweisen, dass es sich lohnt, Zeit zu suchen, in der reflektiert werden kann, in der abstrahiert werden kann, in der gegebene Realitäten hinterfragt werden können. Es ist mir wichtig, zu betonen, dass alles von dem, was ich schreibe, kontrovers ist. Ich möchte damit zeigen, dass fast nichts von dem, was wir akzeptiert haben, alternativlos ist und es wertvoll sein kann, eigene Rechtfertigungen für die Gegebenheiten und Gewohnheiten zu suchen und zu finden.

Die vordergründige Geschichte dieser Schrift basiert auf der wahren Begebenheit, dass ein gewisser Herr H. 2003 begonnen hat, gegen die Verpflichtung zur Jagd in seinem Wald juristisch vorzugehen. Nach Niederlagen vor dem Verwaltungsgericht Trier (Januar 2004), dem Oberverwaltungsgericht Rheinland-Pfalz (Juli 2004), dem Bundesverwaltungsgericht (April 2005), dem Bundesverfassungsgericht (Dezember 2006) und einer Kammer der fünften

Sektion des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (Januar 2011) wurde ihm in letztmöglicher Instanz vor der Großen Kammer des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (Juni 2012) zugestimmt, dass die Verpflichtung der Jagd auf seinem Grundstück gegen sein Recht auf Eigentum verstößt. Die Prüfung, ob dadurch ebenfalls seine Gewissensfreiheit oder sein Recht auf Gleichbehandlung verletzt waren, wurde wegen des festgestellten Rechtsverstoßes gegen das Eigentumsrecht von der Großen Kammer nicht mehr durchgeführt. Als Ergebnis wurde die Bundesrepublik Deutschland dazu verpflichtet, das Bundesjagdgesetz entsprechend anzupassen. Seit Mai 2013 können Waldbesitzer in Deutschland ihren Wald aus dem jeweiligen Jagdbezirk ausnehmen lassen, wenn sie glaubhaft machen können, dass die Jagd ihrer Moralvorstellung widerspricht und es keine anderen Gründe gibt, die dieser Ausnahme im Weg stehen. Die Argumente und Fakten zur Jagd und ihrer Sinnhaftigkeit und Sinnlosigkeit wurden teilweise aus der Urteilschrift entnommen. Ebenso ist die direkte Rede in der Verhandlung in Akt V nahezu identisch aus der Urteilschrift übernommen.